

TEXTSORTEN UND SOZIOLEKTE

Funktion und Reziprozität in gesprochener und geschriebener Sprache

I

Die Frage der "Textsorten"¹, genauer: die der Abgrenzung und Beschreibung von bestimmten situationstypischen Verwendungsweisen mündlicher und schriftlicher Sprachäußerung, welche zu mehr oder minder festen und gesellschaftlich sanktionierten Sprech-/Schreibhandlungsmustern geworden sind, hat in der wissenschaftlichen Diskussion der letzten vier Jahre einen immer größeren Raum eingenommen und hat neuerdings sogar im Deutschunterricht der Schule Eingang gefunden².

Dieser Vorgang ist wohl im Zusammenhang zu sehen mit der Aktualisierung des Interesses für die Formen der schichtenspezifischen Sprachverwendung. Die noch unzureichenden Beschreibungsversuche soziologisch die Sprachgemeinschaft gliedernder sprachlicher Stratifikationen hatte man indessen allzu schnell in schulerzieherische Handlungsanweisungen umgesetzt; zumal wo diese von der axiomatischen Annahme einer universalen kognitiven Höherwertigkeit des Sprachcodes der sog. "Mittelschicht" vor dem der "Unterschicht" ausgingen, führten sie bald in eine didaktische Sackgasse.

Im Teil I der vorliegenden Studie soll nun versucht werden, Übergänge aufzuzeigen von situationstypischem zu situativ reglementiertem Sprachverhalten und schließlich zu gruppenunterscheidenden Codierungsweisen, prägnant: von Redeverwendung zu Redewendung, von rekurrenter sprachlicher zu erwartbarer Sprachform. "Soziolekt" und "Textsorte" werden dabei als zwei aufeinander beziehbare, sich komplementierende selektive Sprachstrategien angesehen.

Im Teil II soll – in eher lockerer Verbindung dazu – auf konstitutive Merkmale der mündlichen und schriftlichen Sprachverwendung eingegangen werden, welche sich mit ihren differenten Regeln und Strategien als generische Sprachformen abbilden lassen: einerseits in Analogie zu den pragma-determinierten "Textsorten" im Feinbereich der Redeklassifizierungen, andererseits (die normierte Schriftsprache) als eine Art Groß-Soziolekt von "Schreibern", mit einem speziellen Regelinventar, von dem einiges von originärer Mündlich-

keit charakteristisch Abweichende erörtert werden soll.

Man kann nicht sagen, daß die Auseinandersetzung auf dem Zwischengebiet von Soziologie und Linguistik bisher zu einer sehr fruchtbaren Kooperation der beiden Disziplinen, schon gar nicht, daß sie zu einem überzeugenden Modell der sozial gebundenen sprachlichen Subsysteme geführt hätte. Immerhin aber haben die Diskussionen zu einigen Konsequenzen geführt, nicht zuletzt darin, daß die historischen, kulturellen und sozialen Funktionen der hochsprachigen Normen genauer gesehen werden und deren Unbedingtheitsanspruch nicht mehr durchaus unbefragt hingenommen wird.

Aber für die wissenschaftliche Beschreibung der Sprache-/Handlungs-Interferenz, die nicht lediglich vor dem Hintergrund sozialer, geschweige denn: schulbildungsbedingter Bevölkerungsschicht-Einteilung durchführbar scheint, sind zwar Ansätze, aber noch keine ausreichende Theorie entwickelt worden. Das liegt z.T. auch an dem fehlenden Konsens selbst über die Definition von "Text"³ mit seiner pragmatischen Einbettung in den Gesamtkomplex menschlicher Kommunikation, von wo aus erst eine adäquate Segmentierung von Beschreibungsebenen möglich wäre, und liegt – damit zusammenhängend – an der Unschärfe, unter der die Darstellung der Zuordnung, Bedingtheit und Reziprozität von sozialer Klasse, Schicht, Status, Rolle und individuell-interessenorientierter Intentionalität leidet. Es ist danach kaum verwunderlich, daß offenbar auch noch keine voll befriedigende Definition von "Soziolekten" geleistet ist, weder nach ihrer Genese noch nach ihrer Funktion.

Das verstärkte Interesse, das nun ein Teil der Linguistik der Frage nach der situativen Spezifik der Sprachverwendung und dem Textsortenproblem zuwendet, hängt möglicherweise mit dem Unbehagen darüber zusammen, daß man in der Soziolinguistik aus statistisch beobachteten Sprachakten allgemeine Sprachcodes abstrahiert hatte und diese allzu statisch den einzelnen Benutzergruppen zuordnen wollte; dabei blieb gelegentlich unklar, ob von einer empirisch festgestellten Gruppe auf deren Sprachform, oder umgekehrt von der Sprachform auf die Gruppe Schlüsse gezogen wurden.

Folgerichtig kam man dann wieder dahin, wo man z.T. früher auch schon war: in den komplexen "Idiokompetenzen" Bündelungen von parallelen, partiell sich überschneidenden, ausschließenden oder ergänzenden soziolektalen Sprachverwendungsmustern anzusetzen. Je nach Beschreibungsabsicht wurde mit den Soziolekten in Verbindung oder Opposition gebracht – und gegebenenfalls vor der Matrix eines "elaborierten" oder "restringierten" Codes

aufgeteilt —, was an Klassen bzw. Sprachform-Oppositionen bereits bestand: Dialekte, Mundarten und Regionalsprachen- dann Schrift-, Literatur-, Hoch- oder Gebildetensprache versus Alltags-, Familiär-, Umgang- oder Vulgärsprache, mit Slang, Jargon, (Argot), Rotwelsch usw., schließlich Berufs- und Fachsprachen sowie klassen-, rollen-, alters-, geschlechts-, ideologiespezifische Sprachen versus situationsspezifische Sprachverwendungen.

Daß auch für wissenschaftliche Beschreibung diese begrifflichen Abhebungen nützlich sein können, ist erwiesen, wiewohl es nicht überflüssig zu sein scheint, immer darauf hinzuweisen, daß sie natürlich als “Sprache” zumeist gar nicht existieren und daß es schon dem Versuch gleiche, dem “ideal speaker” empirisch auf die Schliche zu kommen, wollte man hier saubere Soziolekt-Kompetenzen synthetisieren. Die Vielfalt teilweise durchaus synonyme, teilweise nur in Nuancen voneinander abweichender Termini legt auch zumindest nahe, daß die Designate selbst auch teilweise ineinander übergehen können, nicht nur sich assoziiert in ein und derselben Person finden.

Es wäre demnach wenig sinnvoll, terminologisch-definitivische Fragen weiter treiben zu wollen, sondern es ginge darum, ob die einzelnen sprachlichen Formen selbst vielleicht weniger statische Größen als faktoriell sich zueinander verhaltende sind, auch je innerhalb der Idiokompetenz. Der Algorithmus der funktionalen Variabilität kann gesehen werden in den Intentionen⁴, die weitgehend gesteuert sind von (Sach-)Verhalten, die dem reinen Linguisten bisher wenig zugänglich waren, nämlich von dem umfassenden pragmatischen Kontext, ohne den eine natürliche Sprache nicht existiert und nie existiert hat. Zusammen mit der Gesamtheit aller Weisen des bewußten (und z.T. auch unbewußten) Sich-zueinander-Verhaltens kann man dafür das schon zum Allergeweltswort werdende “Kommunikation” verwendet finden.

Nun ist die These von der situativ-funktionalen Variabilität der Sprachformen an sich natürlich überhaupt nicht neu⁵, besonders nicht im Bereich der Semantikforschung, — als welche, mittelbar oder unmittelbar, ja jede Sprachwissenschaft zu verstehen wäre —: man mag an die “funktionalen Stile” der Prager Strukturalistenschule oder an die neuerdings wieder verstärkt Beachtung findende⁶ Sprachspieltheorie des späten Wittgenstein denken, wie sie z.B. auf die Ausweitung (oder: Aufgabe?) des Textbegriffs in S.J. Schmidts Theorie der “kommunikativen Handlungsspiele”⁷ von einigem Einfluß gewesen ist; oder es können in diesem Zusammenhang auch die neueren, an die Sprechakttheorien von Austin und Searle anknüpfenden Arbeiten von Maas und Wunderlich u.a.⁸ gesehen werden.

Hinweise auf eine Übergängigkeit oder Interdependenz der “Textsorten” mit Soziolekten aber gibt es in der Literatur m.W. selten⁹.

Nun könnte man Soziolekte (als Sprachformen) und Textsorten (als situationstypische Sprachverwendungsweisen) zugeordnet sehen etwa in der Art von “Zettel” und “Einschlag”: die Angehörigen bestimmter Bevölkerungsschichten oder Berufsschichten, die ein bestimmtes schichtenspezifisches Inventar an Ausdrucksweisen internalisiert haben, durchlaufen in ihrem Alltag – wie alle Menschen – bestimmte immer wiederkehrende Situationen, die zu Sprachhandeln Anlaß geben. Die Summe derjenigen Sprachhandlungen, die (a) bestimmte Rekurrenzen aufweisen und (b) Selektionen aus dem trügersprachigen Gesamtinventar aufrufen, die auf charakteristische Weise von denen anderer Bevölkerungsgruppen (oder der ganzen übrigen Sprachgemeinschaft) unterschieden sind, könnte dabei als “Sozioperformanz” bezeichnet werden, aus welcher sich dann eine Soziolektgrammatik entwickeln lassen müßte. Die Frage nach deren Verhältnis zum gesamtsprachigen Trügersystem wäre mit der nach der Situationshäufigkeit, mit der die typischen Äußerungsweisen geübte Kommunikationsakte initiieren können, identisch. M.a.W., der jeweilige Geltungsbereich wäre empirisch zu bestimmen und in ein Verhältnis zu setzen zu dem Restbereich der pragmatischen Sprechfälle, wo die speziellen Äußerungsweisen keine ungestörte Verständigung ermöglichen, bzw. wo keine gruppenspezifische Selektionen vorhanden sind.

Man könnte sich nun die – je aufgerufenen oder nicht aufgerufenen – schichten spezifischen Äußerungsweisen, die vom Lexikalischen, Grammatischen, Phonomorphischen, den transphrastischen Junktionen bis zum Topischen und Stilistischen (was immer das sei) gehen, auf einem Koordinatenschema veranschaulicht, etwa so dargestellt denken:

	Begrüßung	Witz	Biertisch	Ehezwist	argumentat. Streit	Entschuldigungsbrief an Lehrer der Tochter	usw.
Teenager	+/-	+	+	*	+	*	
Rentner	-	-	+/-	-/*	+/-	-/*	
Industrie- arbeiter	+/-	+	+	+/-	+/*	-	
Philologe	-	+/-	-	-	-	-	
Hausfrau	-	+	*	+	+/*	-	
usw.							

(+) = distinkt vom normalsprachigen Trägersystem

(-) = indistinkt vom normalsprachigen Trägersystem

(*) = in der Gruppe regelhaft nicht realisiert

(die waagerechten Spalten wären als Soziolekte, die senkrechten als typische Sprachverwendungssituationen (Textsorten) zu definieren,)

Daß das Schema in dieser Form aber nicht akzeptabel ist, nicht nur weil es stark simplifiziert und auf zu vielen Unbekannten beruht, liegt auf der Hand.

In die äußerlich stereotypen Situationen – gleich, ob sie unfreiwillig sind oder gewählt – sind eingegangen und gleichsam materialisiert Intentionen, zu denen nun aber eine oder mehrere weitere hinzutreten können, z.B. bei vorsätzlich situationsinadäquatem Verhalten: von dem Schnippchen, das man scherzhaft den Normen schlägt, bis zur bewußten Provokation. Solche normdurchbrechenden Handlungsstrategien erzeugen nun aber ihrerseits charakteristisch feste und erwartbar werdende Realisationen, ohne daß das primäre Normensubstrat seine Normalverbindlichkeit einbüßen müßte. Das würde, übersetzt auf das Schema bedeuten, daß dieses sich durch die – je mögliche oder nicht mögliche – Varianten-“Textsorte”: “Normendurchbrechung” verdoppeln könnte.

Zum ändern würde das Schema lediglich die Situation vom Aspekt des Emittenten und des relationalen Objekts her beschreiben, die Besonderheiten des Hörerbezugs blieben unberücksichtigt. Denn es bedeutet doch jeweils eine besondere Komponente, w e n man begrüßt, v o r w e m man einen Scherz macht usw.

Zwar könnte dem mit Recht entgegengehalten werden, daß bei den Situationstypen sich zu soziolektalen Textsorten ausprägende Sonderformen ja nur dann jeweils akut würden, wenn es sich um ingroup-Verhalten handelt, d.h. wo zwei Partner über eine annähernd gleiche schichtenspezifische Kompetenz verfügen; sonst würde sich eben der Sprecher an eine andere, gegebenenfalls allgemeiner verbindliche Sprach- und Handlungsnorm halten.

Es sind jedoch gerade die bei stärker differierenden individualen Kompetenzen sich ergebenden sprachlichen Kontaktverhältnisse, die bei der Beschreibung von Kommunikationsstrukturen unsere Beachtung verdienen, insofern nämlich eine bestimmte "Anpassungskompetenz" in die Beschreibung der einzelnen Soziolekte ebenso wie in die der intentionalen Realisierungen hineingehört. Es wäre sonst von vorn herein klar, daß etwa Textsorten wie "Schriftverkehr mit Behörden" in das Schema vertikal gar nicht hineingehören könnten und lediglich horizontal etwa als Soziolektform "Amtsdeutsch" gruppenspezifisch für Büroarbeiter figurieren könnten.

Andererseits spielen aber auch bei ingroup-Verhalten spezifische, sich aus der Beziehungsebene¹⁰ oder generell sich aus dem Bekanntheitsgrad der Partner ergebende Differenzierungen eine Rolle, die alle ebenfalls unter die allgemeine Kategorie "Absicht"¹¹ subsumierbar wären. Es scheint unter diesem Aspekt als zumindest eine wichtige zusätzliche Determinante die partnerbezogene, nicht notwendig individuell isoliert zu sehende, sondern ebenfalls typisierbare Intention in ein solches Schema eingebracht werden zu müssen, welches dann wohl dreidimensional zu sein hätte.

Aber selbst bei Berücksichtigung dieser Einwände erschiene das Schema noch zu statisch. Denn wie unterscheiden sich festwerdende Gebrauchsmuster sprachlicher Äußerung innerhalb bestimmter, eng eingrenzbarer Situationen, die wir oben als "konkretisierte Intentionalität" bezeichnet haben, von den ebenfalls auf bestimmte "Makro-Situationen" bezogenen Gruppensprachen anders als eben durch quantitative bzw. frequentative Kriterien? Ist das, was man unter "Berufssprache" versteht, etwas kategorial anderes als eine für bestimmte Personenkreise immer wiederkehrende typische pragmatische Situation, die ihre Ansprüche sofort verliert, wo eine Milieuänderung stattfindet?— Zwei Ingenieure unterhalten sich in Rimini allenfalls einmal anspielungsweise — d.h. scherzhaft — in ihrer Berufssprache (oder aber sie haben das Problem der Trennung von Arbeits- und Freizeitwelt auf ihre Weise gelöst; das kommt ja vor); und wiederum — im Betrieb: ein Ingenieur unterhält sich mit einer Putzfrau (wenn überhaupt, dann) natürlich keinesfalls in seiner Fachsprache.

Sind aber die sog. Berufs- oder Fachsprachen nichts anderes als Sprachverhaltensweisen, die auf bestimmte personelle und pragmatische Konstellationen situativ eingrenzbar sind, so wäre doch zu fragen, wodurch sich dann etwa eine Kanzel- oder Kathederrede als ausgezeichnete "Textsorte" davon unterscheidet, außer vielleicht dadurch, daß diese frequentativ nicht (oder: noch nicht) so um sich gegriffen hat, daß ihr spezielle Berufe zukämen (wobei am Beispiel der akademischen Kathederrede – wenigstens bis 1968 – überhaupt noch zu reden wäre). M.a.W. die Sakralsprache etwa als "Fachsprache" des Klerus kann nur deshalb als eine Art Soziolekt gelten, weil sie außer der Kanzelrede (= Predigt) noch einige andere Redetypen in berufsspezifischer Bündelung mitumfaßt (Hochzeits- und Grabreden etwa), eine Implikation, die allerdings lediglich auf sozial-arbiträrer Funktionskopplung basiert. Nichts hindert die – historisch ja gar nicht abwegige – Vorstellung, daß sich aus dem Berufsbereich des Geistlichen der des "Predigers" ablösen könnte, dem dann wahrscheinlich eine eigene, den übrigen geistlichen Funktionen allenfalls noch nahestehende Berufssprache zugeschrieben werden könnte.

Ein anderes Beispiel: Es gibt die "Textsorte" der Begrüßung und auch der Unterhaltung in einer Festgesellschaft. Doch es kann das für jemanden auch zum Metier werden – man spricht dann vom "Conferencier". Redet dieser nun während seiner professionellen Arbeit ständig eine bestimmte Textsorte? Man könnte es sagen. Entwickelt sich daraus etwas wie eine Berufssprache? Oder sollte man vielleicht den existierenden Begriff der "Rollensprache" hier für einen Zwischenbereich ansetzen?

Eine eindeutige Unterscheidung ist nicht leicht zu treffen. Immerhin wäre das Schema schon jetzt – abgesehen auch von der noch ausgelassenen dritten Dimension der oben erwähnten spezifisch partnerbezogenen Redeintention – so zu dynamisieren, daß Textsorte und Soziolekt nicht wie Abszisse und Ordinate rechtwinkelig aufeinanderstoßen; denn es scheint, daß sich nach den auf eine Personengruppe beschränkbar quantitativen und frequentativen Anwendungsaufforderungen so etwas wie Gruppen- oder Schichtensprachen aus den Textsorten herausbilden.

Es ist natürlich auch möglich, in den Textsorten lediglich so etwas wie zirkumstantielle Motivierungen zu sehen, die funktional vergleichbare verbale/pragmatische Reaktionen hervorrufen; hier läge indessen u.E. eine für die Linguistik durchaus unergiebige Isolierung des Textsortenbegriffs auf pragmatische Auslösefaktoren vor, oder aber es gäbe sich die Gefahr, daß der ohnehin

strapazierte Performanz-Text-Begriff noch weiter aufgebläht würde (wenn eben als Begrüßungs“text” auch Kuß oder Kinnhaken gälte).

Zusammenfassend und folgernd läßt sich sagen:

Wenn “Soziolekte” sprachliche Interaktionsmuster sind, die ihre Besonderheit, nämlich ihren vor dem Hintergrund einer weitläufig gültigen Standard-(Träger-)Sprache personell relativ eng abgrenzbaren Geltungsbereich haben, dann können diese besonderen kommunikativen Strategien entweder so gesehen werden, daß sie fakultativ jederzeit an die Stelle des standardisierten Trägersystems (Hochsprache, evtl. Dialekte) treten, oder aber als bestimmte sprachliche Handlungsspielregeln situationsbedingt nur dann einsetzbar sein, wenn die entsprechenden kontextuellen Bedingungen gegeben sind. Diese beziehen sich dann im Regelfall auf für einen limitierten Personenkreis wichtige Ausschnitte aus der umgebenden natürlichen/kulturellen Umwelt. Dieses letztere ist z.B. bei den Berufs- und Fachsprachen der Fall, aber auch bei den ausgezeichneten Soziolekten wie Vulgär-, Familiär-, Literatursprachen, welche unter gewissen Bedingungen auch als Rollensprachen definiert werden könnten.

Die weitestgehende Parallelität zu den standardisierten Sprachsystemen, die wohl die regionalen “Soziolekte” = Dialekte für sich beanspruchen können (da sie über lexikalische und – seltener – syntagmatische Optionen hinaus auch noch solche phonologischen Charakters haben, so daß hierüber auch die durch situativ spezifische Selektionen nicht erfaßten Einheiten für das Dialektsystem reklamiert werden können) sind nicht anders zu betrachten. Denn sie können unter dem akzidentiellen Gesichtspunkt beschränkter regionaler Geltung einen zwar relativ umfangreichen Ausschnitt aus der Universalität der uns umgebenden Wirklichkeit aktivieren, sie sind nichtsdestoweniger aber, phänomenal und synchron betrachtet, vornehmlich auf einfache Lebensverhältnisse und Arbeitsvorgänge tradierter Berufe zugeschnitten. Sie sind damit schichtenspezifische Sprachverwendungsweisen, die wenige dominante, den betreffenden Benutzerschichten insbesondere zugängliche Wirklichkeitsbereiche und nur – oder hauptsächlich – diese reflektieren. Sie können jedoch nicht als schichtenspezifisch betrachtet werden, wo sie (a) als regional(/national) distinktives Merkmal besondere Pflege aller gesellschaftlicher Gruppierungen erfahren¹², (b) sich als residuale phonomorphe Einfärbung noch nachweisen lassen. Manifeste Soziolektalität erweist sich hingegen z.B. in einzelnen Unterbereichen traditioneller Landwirtschaft, die primär in dialektalen Lexemen erschlossen sind, aus denen sich im wesentlichen erst mit der lite-

rarisch-wissenschaftlichen Eingemeindung des Sachbereichs die standard-sprachigen Äquivalenzen herausgebildet bzw. emanzipiert haben – was für manche Dinge oder Vorgänge z.T. noch gar nicht stattgefunden hat.

Die meisten vorthoretischen Bestimmungen von “Textsorten” nun laufen darauf hinaus, daß sie einfach Konventionalisierungen von situationsbedingten Sprachstrategien sind. Die Situationen, die die besonderen Optionen/Selektionen provozieren, sind mannigfach, in der Regel aber durch kürzerfristige Zeit, durch isolierbaren Ort und durch geringere intentionale Komplexion bestimmt als dies etwa für die pragmatischen Kontexte der Soziolektsorten gilt. Anders gesagt: die Ausführung der geregelten Vorschriften bei Textsorten erfordert einen geringeren Grad an lebensmäßiger Anteilnahme an den Disignatstrukturen als bei den Soziolekten; d.h. sie sind in der Regel auch auf so isolierte, technisierbare Intentionen beschränkt, daß sie sozial üblich nicht professionalisiert sind. Wo das gesellschaftlich nötig wird, verschiebt sich tendenziell die linguistische Beschreibung von der Attribuierungsebene mikro-situationsspezifischer Sprachverwendung: “Textsorte” auf die makro-situationsspezifischer Sprachverwendung: “Soziolekt”.

II

Probleme der Kommutation von schriftlich und mündlich konstituierter Sprache

0. Die Darstellung des Problems der Übergängigkeit von “Textsorte” und “Soziolekt” soll durch eine Erörterung des Verhältnisses mündlich und schriftlich konstituierter Texte erweitert werden, sowie durch die Frage, unter welchen Kriterien zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit eine typologische Distinktion, die über den bloßen medialen Transferunterschied hinausgeht, möglich ist.

Die Frage kann insofern an die der Textsorten und Soziolekte angeschlossen werden, als es möglich scheint, eine erste Grobklassifikation der sprachlichen Gesamtperformanz nach den verschiedenen Codierungsbedingungen und -regeln vorzunehmen, denen die beiden Kanal-Bereiche sprachlich-kommunikativer Manifestationen unterliegen.

Denn wenn im übrigen auch über den Begriff “Text” weder nach seiner notwendigen Extension noch nach seiner Kohärenz Einigkeit in dem sich mit

“Texten” beschäftigenden Forschungsbereich der Linguistik zu bestehen scheint¹³, so hat sie sich doch weitgehend darüber hergestellt, daß, wie weit immer außerverbale und pragmatische Umstände mit hinzuzurechnen seien, originär mündlicher Sprachperformanz der Textstatus jedenfalls *n i c h t* abzusprechen sei¹⁴.

Wenn man davon ausgeht, so bietet sich in der Tat die Möglichkeit, jedes sprachliche Vorkommen, seiner ursprünglichen Konzipierung für Kommunikation auf dem optischen oder akustischen Kanal entsprechend, in die zwei fundamentalen “Textsorten”, die mündliche und die schriftliche zu unterteilen.

Nach der oben (Teil I) erfolgten Abgrenzung der “Textsorten” als pragmatgebundene Mikrosituationen wäre jetzt eine solche Begriffsfassung jedoch irreführend. Wenn man hinzu berücksichtigt, daß mündliche Alltagsperformanz – wenn auch in ganz übergängigen Abstufungen – sich gegenüber dem stark normativen System der Hochsprache ganz anders als die schriftkonstituierte Performanz verhält, so könnte man vielleicht auch von zwei verschiedenen Groß“soziolekten” sprechen. Für die sozial weitgehend exklusive Schriftverfassung drängt sich das sogar auf.

Wenn auch Schriftsprache und Hochsprache als Normsprache nicht verwechselt werden dürfen, so ist doch beides historisch und funktional aus demselben Bedürfnis entstanden: der zeitlich/räumlich erwünschte größere Diffusionsgrad eines Informationsangebots. Syntaktische und lexikalische Normierung wäre dabei nicht zuletzt als systematische Kompensation der bei Schriftlichkeit gegenüber der Mündlichkeit defizienten pragmatischen Einbettung der Kommunikation zu sehen¹⁵.

Die gestellte Frage nach der Soziolekthaftigkeit des schriftsprachigen Systems ist nun aber erst sehr oberflächlich damit beantwortet, daß – unbeschadet des Alphabetismus der Gesamtbevölkerung – in der Tat die Verfasser geschriebener (zumal für den Druck geschriebener) Texte traditionell bildungsmäßig gehobenen Bevölkerungsschichten angehören. Denn die bei einer solchen Feststellung naheliegende Schlußfolgerung, daß das Bildungsniveau des Schreibers die Sprachform zumindest gedruckter Texte eindeutig bestimmen würde, ist einzuschränken: In vielen schriftlichen Textsorten beeinflußt die präsumtive Verstehenskompetenz der intendierten Zielgruppe den Code weitgehend mit: je größer der Anteil bildungsmäßig unterprivilegierter Bevölkerungsschichten bei einer Zielgruppe, desto mehr normabweichende Lizenzen,

desto größer die Tendenz zur Aufnahme volkstümlich-umgangssprachiger Elemente.

Etwa bei der modernen Textsorte einfacher Waren- und Dienstleistungsreklamen sind, da diese sich an ein konsum-demokratisiertes Massenpublikum wenden, für ein traditionelles Lesepublikum höchst ungewöhnliche Codierungen erlaubt. Andererseits jedoch sorgt die weite Leserstreue natürlich für einen möglichst weit verständlichen Sprachcode. Regionale oder enger soziolektal begrenzte Elemente können nur sehr eingeschränkt verwendet werden. Eine Mischung von volkstümlich-idiomatischen Lizenzen und so etwas wie nivellierter, d.h. entliterarisierter Normalschriftsprache findet sich beispielhaft in der Boulevard-Presse. Auch für die BILD-Zeitung läßt sich wohl behaupten, daß deren Verbreitung sich nicht minder durch eben diesen Sprachstil als durch die Anspruchslosigkeit ihrer stofflich-inhaltlichen Selektionen erklärt.

Die Situationen für schriftliche Textproduktion sind im Alltagsleben relativ begrenzt, die für die Rezeption sind seit dem Vordringen der TV-Unterhaltung rapide im Schwinden, doch insgesamt naturgemäß häufiger. Wenige Schreiber arbeiten für viele Leser. Aus dieser Disproportion ergibt sich eine verhältnismäßig komplizierte Normenhierarchie für Schriftkonstituierung von Texten, da (a) es keinen statischen Wechselbezug von Inhalt und Sprachform gibt, sondern dieser auf die heterogenen Erwartungshorizonte des Lesepublikums jeweils abzustimmen ist, und (b) für viele Schrifterzeugnisse proportional zur zunehmenden Rezeptionsbreite eine soziolekt-neutrale Standardform nötig ist, die ihrerseits dann als eine Art neuer "Über-Soziolekt" bezeichnet werden kann.

Ein Journalist der Massenpresse hat heute mithin die nicht leichte Aufgabe, seine eigenen Stilgepflogenheiten, die sich, seiner Ausbildung entsprechend, wohl an den hergebrachten Schriftsprache-Normen orientieren, in Einklang zu bringen mit auch den Regeln dieses "Über-Soziolekts", eventuell darüber hinaus auch noch mit Soziolektelementen, soweit diese durch ein besonderes Thema bedingt sein können.

Aber das Handwerk wird ja von wenigen Schreibkundigen überwiegend professionell ausgeübt; Gelegenheitskolporteure aus der reinen Unterschicht sind seltene Ausnahmen; und für andere Druckerzeugnisse als die der Massenpresse gibt es wohl auch diese nicht.

Die Notwendigkeit, selbständig Informationen in eine schriftsprachige Form zu bringen, ergibt sich für die meisten Menschen zuletzt in der Schule (wenn man absieht von der Textsorte (Privat-) Brief, der aber, erstens, mit der Popularität modernerer technischer Informationsübermittler proportional seltener wird, und in dem, zweitens, je nach Adressaten, unbegrenzte Codierungsfreiheiten möglich sind. Diese Textsorte wird ja dadurch mitdefiniert, daß die Streuung der Kommunikation möglichst gering sei (Briefgeheimnis)). Für sie bleibt das Schreiben ungemein schwierig, da sie die schriftsprachigen Normen lediglich passiv internalisiert haben. Bestehende Barrieren werden zudem dadurch verstärkt, daß der Normenzwang, wenn schon nicht seine Begründung, meist irgendwie richtig eingeschätzt wird: daß man eben (außer allenfalls im Privatbrief) nicht so schreiben kann "wie einem der Schnabel gewachsen ist".

Von den spezifischen Unterschieden mündlicher und schriftlicher Sprachverwendungsnormen soll nun das Folgende handeln.

Es zeigen sich drei einschneidende Reduktionen schriftlicher Sprachverwendung gegenüber mündlicher, die jeweils spezielle inhaltliche wie formale Ausgleiche nötig machen. Sie begründen die kategoriale Eigentümlichkeit schriftkonstituierter Sprachverwendung¹⁶:

1. Generelle Einwegigkeit (Reduktion der Interaktionalität: je mehr Kommunikationsteilnehmer, desto weniger Kommunikationspartner) (S. 85 - S. 88)
2. Reduktion der außerverbalen Kommunikationsmöglichkeiten (besonders für die zwischenmenschliche "Beziehungsebene") (S. 88 - S. 93)
3. Reduktion der pragmatischen Kontextualität (S. 94 - S. 108)

Die dritte Reduktion wird am ausführlichsten behandelt, weil hier die Schriftsprache die meisten Ausgleiche entwickelt zu haben scheint.

Unser Ziel ist nicht eine systematische Hierarchisierung der spezifischen Kompensationen als Sortenmerkmale bei den verschiedenen Textformen schriftkonstituierter Sprache, auch soll hier nicht eigentlich eine Vorarbeit für eine solche Systematik geboten werden. Dafür wären eingehendere Detailstudien nötig. Es handelt sich im Folgenden lediglich um eine Reihe von Einzelbemerkungen, aus denen sich u.E. Ansätze für textliche Operationalisierungen entwickeln ließen.

1. Reduktion der Interaktionalität

1.0. Die genetischen Voraussetzungen der Schriftkonstitution von Texten sind – abgesehen von Sonderfällen wie bei Taubstummen oder bei Schülern (im Verkehr untereinander während traditionellen Unterrichts) – generell (a) räumliche und/oder (b) zeitliche Distanz der Teilnehmer an der Kommunikation. Beabsichtigte größere Rezeptionsstreuung läßt sich unschwer unter (a) subsumieren.

Die beiden idealtypischen Beispiele dafür sind (a) der Brief, bei dem selbst bei gegebener Möglichkeit telefonischer Nachrichtenübermittlung die geschriebene Mitteilung (oft lediglich aus Kostengründen) zur Überwindung der lokalen Distanz benutzt wird. (b) das Testament, wo eine informationelle Anweisung den Kommunikanten (Erben) erst nach dem Lebensende des Kommunikators (Erblassers) zukommen soll; oder die Urkunde, in der eine einmalige Handlung – in einer gewöhnlich performativen verbalen Struktur – über längere Zeit festgehalten wird.

Es ergibt sich als ein erstes Spezifikum für Schriftlichkeit gegenüber mündlicher Rede, daß wegen der nicht gegebenen Präsenz der Kommunikationspartner – namentlich bei gedruckten Texten, und regressiv dann bei den Erzeugnissen der Massenpresse – geringe bis praktisch keine Responsionsmöglichkeiten gegeben sind. Die Kommunikation findet einwegig, „unidirektional“ statt. Anders ausgedrückt: der aktuelle Rückmeldekreis ist unterbrochen und schafft sich – wenn überhaupt – einen Ersatz auf *a n d e r e r* Kommunikationsebene (z.B. Leserbriefe).

Wo Zeitdistanzen überbrückt werden (den seltenen Fall, daß zeitgenössisches Publikum ausgeschlossen bleiben soll, gibt es auch in der Literatur, von Goethes *Faust II* bis zu Kurt Hillers *Leben gegen die Zeit (Eros)*: im prägnanten Sinn: Literatur *e s t a m e n t e*), ist die Irreversibilität der Information naturgegeben und geht als eine strukturgebende Determinante kalkuliert von vorn herein in den Text ein. Doch ist dieselbe Irreversibilität logischerweise auch bei den primär raumüberwindenden und publikumsstreuenden Texten ein determinierender Faktor ersten Ranges.

Frage- und Kritikmöglichkeiten – schriftlich oder mündlich – an Autoren sind sicherlich kein Einwand gegen die Einwegigkeit, da die Inkompatibilität der Emissionsebenen den kommunikativen Charakter prinzipiell verändert; ein öffentliches Informationsangebot und eine private oder halböffentliche Responsion und Korrespondenz auf eben dieser Ebene verschiebt das ursprüngliche Kommunikations-

verhältnis durch die Verengung der Partner- bzw. Teilnehmerzahl. Ein Autor etwa kann sich für eine jemanden verunglimpfende Veröffentlichung *p r i v a t* entschuldigen. Grundsätzlich aber bedeutet schon bloßes Nachfolgen-Lassen einer beliebigen Erklärung, selbst wo der mediale Ort eine adäquate Streubreite zu garantieren scheint, eine neue Kommunikationssituation: die erste ist teilabgeschlossen (wodurch z.B. gerichtliche Revozierungs- oder Korrekturauflagen an Presseorgane so problematisch werden).

Bei fiktionalen Texten liegt überdies meist eine Verwechslung vor zwischen werkintegralem Sprecher und Autor als Werkurheber¹⁷. Dieser kann Fragen aus der Textebene heraus nicht beantworten, allenfalls solche *ü b e r* den Text. D.h. aber, daß in einem solchen Falle der publizierte Text nicht als erstes Kommunikationsangebot zugrundeliegt, sondern dieser als relationales Objekt in eine neue, metatextliche Kommunikation eintritt. – Daß vom Beispiel des Leserbriefes bis zur professionalisierten Rolle des Kritikers und Rezensenten die Übergängigkeit der Soziolekte und Textsorten dargelegt werden könnte, sei übrigens angemerkt.

Die interaktionelle Realisation der Textsorte "Brief" kann nur scheinbar die grundsätzliche Einwegigkeit des Informationsflusses der Schriftkommunikation in Frage stellen. Denn hier gilt als auszeichnendes zusätzliches Textsortenkriterium das der Hand- bzw. Maschinengeschriebenheit, durch welches zumindest die Textsorte Privatbrief von der druckschriftlichen Kommunikation von vorn herein abgehoben ist. Überhaupt kann er als Übergangsphänomen angesehen werden, weil er teilhat an mehreren Merkmalen mündlicher Rede (s.S. 89). Doch ist die Frage im übrigen wenig belangvoll; man kann, wenn man will, den Brief auch für einwegig (monologisch) erklären und für die Zweidirektionalität dann die Textsorte "Korrespondenz" ansetzen, wie es B. Sandig vorschlägt¹⁸. Entgegenzuhalten wäre dem freilich, daß jeder Brief normalerweise den offenen, zeitsukzessiven (befristet unterbrochenen) Rückmeldekreis als textinhärentes Angebot enthält.

Die Eindirektionalität drückt sich einmal darin aus, daß der schriftliche Text alle diejenigen kommunikativen Formen und Inhalte ausspart (z.B. alle – ausgenommen rhetorische – Fragen), in welchen der Rückmeldekreis für das Funktionieren einer Kommunikation relevant ist. Das gilt natürlich mit Ausnahme der Textsorten, die (a) jeweils einen isolierten Adressaten haben und (b) die die implizite oder explizite Aufforderung zur Rückinformation enthalten: Formulare, Erhebungsbögen, Testblätter etc. haben vieles mit der Textsorte des Briefs, sogar des Privatbriefs gemein.

Zum anderen ist ein Schrifttext unter den Voraussetzungen der Eindirektionalität tendenziell verwiesen auf monologisch-affirmative Sprachstile. Das bedeutet – wie darzulegen sein wird – für die Kommunikationsweise wesentlich mehr als nur eine durch das Fehlen der Rückfragemöglichkeit be-

dingte Präzisionsforderung, die sich in bestimmten, einzuhaltenden Normen niederschlägt.

Es gibt nun zwar innerhalb solcher monologischen Schriftwerklichkeit von Plato über Galilei bis Brecht die Textsorte der "Dialoge", doch was hier an i m - m a n e n t e r Kommunikation geschieht, ist fiktiv, fiktiv wie die Dialogpartner, die allesamt (auch wo – wie bei Plato – ihre Namen nicht erfunden sind) nur Emanationen ein und desselben Geistes sind, die als ein komplexer sprachlicher Kontext das Kommunikationsangebot des Autors darstellen. In diesem Sinne wären sogar die sog. frühplatonischen Aporie-Dialoge als monologische Affirmationen zu sehen.

Aber selbst was an dialogischen Elementen etwa in die Textsorte des wissenschaftlichen Traktats eingeht, ist ähnlich fiktiv, denn gegenüber der These des Verfassers haben die diskutierten Einwände naturgemäß überhaupt keine Chance.

Es kann von hier aus mittels verschieden vorgenommener Segmentierung der Rückmeldekreisvorgänge bei den Interaktionsprozessen eine Klassifikation der Kommunikativität von Rede vorgenommen werden. Die idealtypischen Projektionen wären das "monologische" und das "dialogische" Reden. Beide wären nunmehr nicht von Vorhandensein, sozialer Stellung oder Anzahl zuhörend oder mitredend beteiligter Personen definiert: Das Dialogische hinge vielmehr ab von der Art und Bereitschaft des Kommunikators, die Reaktionen der Kommunikanten simultan zu perzipieren und als Korrektiv in seinen Rede-Handlungs-Strategien zu verwerten. Dort, wo den Reaktionen der Hörer Platz gegeben wird sich zu verbalisieren, entsteht aus dem virtuell Dialogischen der aktuelle Dialog, der einer partnergebundenen, agonalen Meinungskonfrontation.

Solche Dialoge als real dialogisch wären zu unterscheiden von denen, die allenfalls so etwas wie "Meinungsaustausch" sind, die ja sehr weitgehend monologisch sein können. Publikumsdiskussionen z.B. oder selbst Bundestagsdebatten sind nicht nur in diesem Sinne sehr oft monologisch (und daher auf die Dauer oft ziemlich zermürend), sondern sie sind auch fast immer nicht einmal mehr konkret partnergerichtet sondern höchstens allgemein publikumsgerichtet; sie erfüllen also nur dadurch nicht alle Vorbedingungen für einen tatsächlichen Monolog, daß es doch irgendwo Hörer gibt – wie allerdings auch bei Theatermonologen.

"Monologisch" bedeutet also die Unbeeinflußtheit der Sprachäußerung von verbalen oder außerverbalen Reaktionen der Angesprochenen, impliziert mithin eine unterbrochene bzw. nicht vorhandene Responsionsmöglichkeit. In

solcher Sprache ist ein komplementärer¹⁹, tendenziell autoritärer Kommunikationsstil enthalten, der auf Selbstbestätigung pocht (während andererseits mit dem Dialogischen wegen vielfacher Manipulationsmöglichkeiten wohl nur scheinbar ein symmetrisches Kommunikationsverhältnis mitgegeben ist).

Wiewohl das nichts unmittelbar mit politisch demokratischen Überzeugungen zu tun hat, ist es doch offenbar nicht ganz ohne Zusammenhang mit Demokratieverhalten. Auch die mögliche Folgerung, daß das Buch, unbeschadet seiner historisch aufklärerischen Rolle, als "undemokratisch" angesehen werden kann, da es ein ununterbrochen eindirektionales, materialisiertes Kommunikationsangebot darstellt, wirkt nur auf den ersten Blick so provozierend (zumal: es bleibt ja das Buch in dieser seiner Eigenschaft noch um einiges hinter der TV-Konkurrenz zurück: aufgrund noch anderer Faktoren, wie der Möglichkeit nichtlinearer Perzeption u.a.). Gewisse Kanonisierungstendenzen – ein Kulturphänomen par excellence! – eignen ja nicht nur einzelnen "Klassikern", sondern offenbar der Literatur (=Buchtradition) als solcher.

Daß umgekehrt mündliches Reden im Vergleich nicht nur unmittelbarer, partnerzugewandt-sozialer stattfindet, sondern wegen seiner größeren Spontaneität auch meist angreifbarer ist, ist nicht neu; doch die naheliegende Konsequenz für Schriftlichkeit bzw. für längeren und vorwiegenden Umgang mit Schriftlichkeit, die Tendenz zum Autoritären, wurde nur selten damit im Zusammenhang gesehen.

2. Reduktion der außerverbalen Zeichen und Signale (Beziehungsebene)

2.0. Mit der ersten Spezifik, dem gestörten aktuellen Rückmeldekreis, der reduzierten Interaktion und dem Monologischen, ist eine zweite für den schriftlichen Sprachgebrauch z.T. schon mitgegeben: die eingeschränkte Möglichkeit, die zwischenmenschliche "Beziehungsebene"²⁰ in der Kommunikation zu aktivieren. Denn in der Einwegigkeit gedruckter, d.h. für breite Rezipientenstreuung bestimmter Texte ist notwendig eine Verringerung der kommunikativen Partnerbeziehung impliziert. Die mit der räumlich/zeitlichen Distanz gegebene Trennung der Partner bedeutet – abgesehen von modernen technischen Nachrichtenübermittlern – natürlich immer die Ungleichzeitigkeit der Textproduktion und -rezeption. Das aber heißt, daß alle sprechbegleitenden extraverbalen Signale (die "analogen" bei Watzlawick: phonodische sowie gestische und mimische Signale, erhobener Zeigefinger, Stirnrunzeln, Augenzwinkern usw.) ausfallen, durch die – neben einer unmittelbaren Verstehenshilfe auf der Inhaltsebene – wesentlich die Haltung und Einschätzung sowohl gegenüber dem Partner selbst, als auch gegenüber sei-

ner konkreten jeweiligen Handlung ausgedrückt wird.

Diese "Beziehungsebene" ist es aber, die nicht nur eine der Hauptmotive für menschliches Kommunizieren überhaupt darstellt, sondern die – nach Watzlawick – je die Anweisungen gibt, wie auch die Daten der Inhaltsebene *a u f z u f a s s e n* sind²¹. Über diese Weise, mittelbar wiederum informationelles Textverstehen positiv wie negativ zu beeinflussen, erweist sich die außerordentliche Nähe (bei Watzlawick geradezu die Identität) auch von Beziehungsebene und Metakommunikation. Diese letztere fällt natürlich in der schriftlichen Kommunikation nicht aus, ja, zu deren typischen Selektions- und Ausgleichsstrategien gehört geradezu eine von der Mündlichkeit spezifisch sich unterscheidende Bedeutungshaftigkeit der Aussagesituierung als beziehungshaftes Metakommunikat. Darauf wird zurückzukommen sein (2.2.1.).

2.1.1. Da gewöhnlich Verfasser gedruckter Texte zu ihren Lesern nicht in direkter Verbindung stehen, kann die persönliche Beziehungsebene direkt kaum aufgerufen werden. Gewisse Werbungstexte, die diesen Umstand außer acht lassen, weil sie auf einer intimeren, "mitmenschlicheren" Ebene appellieren wollen und beiläufig eine größere Beziehungsnähe suggerieren, stoßen ein sensibleres Sprachgefühl als aufdringlich oder lächerlich ab (die Apostrophierungsdichte in der 2. Person bei Reklametexten, Typus: *Gerade d u brauchst Jesus*).

Direkt aufgerufen ist die *i n t e r p e r s o n e l l e* Beziehungsebene normalerweise überhaupt nur in privater Korrespondenz. Aber selbst hier werden diejenigen Beziehungskommunikationen, die sonst stark auf außerverbale Begleitsignale angewiesen sind, heute mehr und mehr bewußt ausgeklammert (*.. darüber lieber dann mündlich ..*), oder aber sie werden thematisiert und auf der Ebene der direkt gemeinten Informationen ("digital" bei Watzlawick) eben versachlicht. Aus der Geschichte des Liebesbriefs im 19. und 20. Jahrhundert müßten dafür aufschlußreiche Belege zu erbringen sein, auch etwa aus der heute im Schriftverkehr nahezu absoluten Tabuisierung von Beziehungssignalen wie *ob, ach* etc.

2.1.2. Mit dem Brief in seiner kommunikationsfunktionalen Stellung weitgehend vergleichbar ist die "Textsorte" des Telefongesprächs, zumal dieses eine gegenüber der sonstigen mündlichen Sprachverwendung charakteristische Defizienz aufweist, durch welche sie sich der Schriftlichkeit in vielem annähert. Op-

tische Präsenz ist z.B. nicht gegeben (und es ist fraglich, ob sie – technisch durchaus problemlos – vielen Telefonsprechern nicht sogar unerwünscht käme); darüber hinaus ist die originale Phonodie beim Transfer starken kanalbedingten Verzerrungen ausgesetzt. Obwohl der akustische Kontakt an sich gewahrt bleibt, verändern die eingeschränkten Verständigungsmöglichkeiten am Telefon die Kommunikationssituation gegenüber sonstiger mündlicher Rede grundsätzlich, woran viele außerverbale, gar nicht einmal ausfallende Mittel (z.B. das Räuspern) nicht viel ändern. Auch im Telefongespräch kommt es bei heiklen Themen gelegentlich zum Vorschlag des Aufschubs der Kommunikation auf den nächsten Besuch – nicht immer nur aus zeitökonomischen Gründen.

2.1.3. Umgekehrt: der Schriftlichkeitsfunktion stark entgegengesetzt ist, wie bereits angedeutet, die besonders auf die Beziehungsebene angewiesene Sprachverwendung, die appellative und generell die rhetorische, auch wo sie im Druck vorliegt. Wo sie nämlich außerhalb eines genuinen oratorischen Zusammenhangs konzipiert ist, fließen entweder – wie etwa bei der spätantiken Rhetorik – ihre Strategien zusammen mit den allgemeinen Regeln literarischer Kunstprosa, oder sie bleibt – wie etwa in moderner Werbesprache – stark angewiesen auf begleitende optische Reizsignale.

Bei mündlicher Rede (auch bei schriftlich vorverfaßter) gibt es nun aber Situationen, bei denen die Kommunikation nicht nur eindirektional verläuft, sondern wo wegen eines vorhandenen spatialen Abstandes der Hörer vom Redner(podium) ein Teil der feineren optischen Beziehungssignale verloren gehen muß – wie etwa in der Wahlrede: Wenn die durchschnittliche Sichtbarkeit des Redners proportional zur größeren Menge des Publikums abnimmt, dann tendiert der Redner meist dazu, das zunächst partielle – mimische – Defizit durch verstärkte Gestik und Körpersprache auszugleichen. Bei noch weiterer Entfernung (Reden von Häuserbalkons, Terrassen, Sportpalästen, Arenen usw.), wo auch das Optische unwirksam und möglicherweise leicht komisch wird, tritt noch markanterer stimmlicher Aufwand an die Stelle: die typisch rhetorische Sprechattitüde, die peinlich wirkt, wo ihr die Weite des Publikums nicht entspricht.

Wenn bei gleicher Rededirektion (mono) und -intention (appellativ) aus besonderen, redeinhaltsbezogenen Gründen der eingeschränkte Gebrauch physiognomischer und gestikulatorischer Techniken angezeigt ist, entwickeln sich situationspezifische Tonhöhen, Akzentverhältnisse und/oder eine signifikante Retardation der Redegeschwindigkeit, die dann zu Textsortenmerkmalen werden können. Als Beispiel dafür kann die Kanzelpredigt gelten, die außer appellativen allerdings auch starke “epideiktische” Elemente hat; das ist auch der Fall bei Festreden oder anderen solennen Redeanlässen.

Aus den von der Appellfunktion von Texten geforderten Kompensaten für die verlorengelung unmittelbare Beziehungskommunikation erklären sich außer den extraverbalen Mitteln auch bestimmte rhetorisch rekurrente Redefiguren; oft – wenn auch gewiß nicht immer – aus einer leicht gestörten Direktübermittelbarkeit zwischenmenschlicher Signale fungiert hier etwa der typisch rhetorische

(=werbende) Beziehungstopos der *captatio benevolentiae*. Die parenthetischen Apostrophen (., *meine Damen und Herren*, ., *liebe Gemeinde*, etc.) basieren ebenfalls wohl (mit ihrem häufigen Gebrauch des Possessivpronomens!) auf einem gewissen räumlichen, meist schon durch die Anzahl der Hörer gegebenen Entfernungsverhältnis und können als *captatio*-ähnliche Beziehungswerbung – um den Abstand auszugleichen – verstanden werden.

2.1.4. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Textsorte des Hörspiels, wo eine komplexe Kommunikationssituation ihrerseits zu einem neuen Kommunikationsangebot wird (s.o. zur Dialogsituation: S. 87). Dem nähern sich im Funktionstypus an die in eine schriftliche Rede aufgenommenen und präventiv verarbeiteten Hörerreaktionen, die als eine *captatio benevolentiae* figurieren, wie typisch etwa das häufige, interrumpierende *mā thorybāsāte!* des Sokrates in der Apologie. Denn es kann sich bei Kunstreden um approximative Wirklichkeitsimitation, um fiktiven protokollarischen Anspruch handeln (so geht es bei Sokrates im Dialog um die Reaktion auf den Umstand eines innerhalb der fiktionalen Gattung realen Tumultes). Jedoch ist alles, was auf diesem Gebiet nicht tatsächlich Protokoll oder Stenogramm einer historisch stattgefundenen Kommunikation ist, schriftlich fixiertes Rollenspiel, dramatische "Partitur", in welcher sich (nicht Kopie, sondern:) Imitation von Wirklichkeit, verbunden mit künstlerisch stilisierenden Wirkabsichten, ein eigenes sprachliches Interferenzfeld mit ästhetisch-rhetorischem Charakter aufbaut.

Vergleichbares findet dann statt beim heutigen, stark in traditionelle ästhetische Funktionsbereiche drängenden Unterhaltungsgeschäft der Clowns, Conferenciers und Showmasters. Deren Wirkung beruht z.T. auf der Scheinimprovisation, die durch eine präventive Manipulation von – oft dann nicht einmal vorhandenen – Publikumsreaktionen zustande kommt. Stark abhängig von der Bereitschaft des Publikums "mitzugehen" (da-mit nämlich, daß es eigentlich über den Löffel balbiert wird), stilisieren sie ihren fiktionalen Monolog um zu einem fiktiven Dialog (was de facto allerdings fast genau das Umgekehrte von dem ist, was im literarischen Dialog passiert); sie täuschen eine reale Kommunikation vor, während sie in Wahrheit Künstler sind in jenem ein wenig unlauteren Zwischenbereich zwischen Mitteilung und metakommunikativem Amusement, der seit je kennzeichnend für ästhetische Textfunktion war.

Etwas anders zu beurteilen sind die Kontaktaufnahmen zum Leser, die in fiktionaler Kunstprosa von Sterne und Wieland bis zu Th. Mann zu einem Element des Unterhaltungsstils und Unterhaltungsspiels werden. Sie geben sich so fiktional wie sie sind, und die vorgegebene Kenntnis der Textsorte "ironischer Gesellschaftsroman" sorgt genügend dafür, daß solche scheinbaren Durchbrechungen der Inhaltsebene vom Leser sofort erkannt und auf eben diese Ebene wieder zurückgenommen werden.

2.2.1. In sehr erzählelementhaltigen schriftlichen Texten auch nichtfiktionaler Ordnung sind wegen einer erstrebten Unmittelbarkeit der Darstellung, die aus einer idealen Gesprächspartnersupposition resultiert, "metatextliche" Parenthesen üblich, die zwar als metatextliche den Text selbst zum Gegenstand haben, aber gleichzeitig auch eine nicht zu unterschätzende Funktion als Para-Signale auf der Beziehungsebene haben. Sie sind teils ökonomischer, teils unökonomischer als die in mündlicher Sprache, zu einem relativ geringen Teil sind sie auch identisch mit ihnen. Ihre intentionale Bedeutung sowie ihre Substitutionsverhältnisse bedürften in vielen Fällen noch einer eingehenderen Beschreibung.

Anhand einiger unsystematisch hier nebeneinandergestellter Beispiele soll deutlich gemacht werden, wie der eigentliche Beziehungsaspekt auch auf die Situierung des Inhalts und auf Metakommunikation überwechselt. Es scheint dabei nicht möglich, eine exakte theoretische Trennung der Bereiche durchzuführen. In der erstaunlich subtilen und beweglichen Interferenzzone von Partnerbeziehung, Metatext und Sachthema bei (insbesondere mündlichen) Kommunikationsakten liegt jedenfalls eine von sprachwissenschaftlicher Beschreibung noch kaum in Angriff genommene Aufgabe.

Vorwiegend bis ausschließlich auf Mündlichkeit (oder diese imitierende Schriftkonstitution: Erzählung oder Brief) beschränkt wäre etwa *nicht wahr?*; ein *wie gesagt* wäre ebensowohl in einem mündlichen wie schriftlichen Text möglich. *Was jetzt kam, spielte sich eigentlich viel schneller ab als gesagt werden kann* hat dagegen merkwürdigerweise in einem mündlichen Bericht kaum eine Entsprechung außer einem rein inhaltlichen Hinweis auf die Rapidität der Ereignisabfolge, ohne jeden metatextlichen Erzählzeit-Vergleich. Die mündliche Rede kennt überhaupt weit weniger verbale metatextliche Kommentierung; sie tritt in der Schriftlichkeit an die Stelle z.T. der analogen Beziehungssignale, z.T. der interaktionellen verbalen Beziehungssignale (die Scheinfrage *nicht wahr?*) mündlicher Rede. Nicht zufällig ist sowohl in dieser wie in jener möglich das *wie gesagt*, das nämlich ebenso als Beziehungssignal wie als metasprachlicher Kommentar verstanden werden kann.

So etwas wie *warte doch ab, das kommt ja noch alles!* hat im Schriftlichen allenfalls nicht partnerbezogene Äquivalente wie *darüber später* o.ä. Beispiele dieserart ließen sich in großer Fülle beibringen, sie besagen aber nur, was ohnehin ziemlich bekannt ist: daß direkte Apostrophen an die Kommunikationsteilnehmer in gedruckten Texten (außer werbenden und ausdrücklich

belehrenden) nicht vorkommen.

Für captatio-hafte Ana- und Kataphorisierungen gibt es wiederum eine ganze Hierarchie von Möglichkeiten für das Mündliche wie das Schriftliche. Dem etwas altertümlichen *sit venia verbo* entspreche im Mündlichen – allerdings nur in “feinen”, hochsprachigen Redeweisen – eine ganze Reihe von partnerbezogenen Wendungen, wie: *verstehen Sie mich bitte nicht falsch, nehmen Sie’s mir nicht übel, pardon!, wenn Sie (es) gestatten*; diese aber haben alle einen weiteren, potentiell pragmatischen Horizont. Eingegrenzt auf nur Verbales, aber nicht so stark zurücknehmend, wird mündlich oft *sozusagen* benutzt. Dieses wiederum klingt schriftsprachig “unschön” (= kommt seltener vor) und wird durch das vornehmere *gleichsam* oder das etwa in der Mitte stehende *gewissermaßen* ersetzt. All dies aber kann schriftlich auch etwa durch bloße Anführungszeichen dargestellt werden.

2.2.2. Die ökonomischsten schriftlichen Möglichkeiten sind überhaupt natürlich graphemische Notierungen wie Interpunktionen etc. Eine mündliche Vor-Situation wie *da muß man sich doch fragen* wird (außer in appellativen Textsorten) schriftlich in der Tat durch ein bloßes Fragezeichen geleistet: denn die rhetorische Frage ist nicht konkret partnerzugewandt, die gedruckte Schrift auch nicht, mithin ist bei ihr (natürlich auch wieder abgesehen vom verschriftlichten Dialog s.o. 87) das Fragezeichen stets “rhetorisch”.

Dem Doppelpunkt entspricht in der mündlichen Sprache sehr häufig ein *und zwar*. Anführungszeichen, die (je nach ihrer Bedeutung; ähnlich auch die Einklammerungen) bei vorgelesenen Schrifttexten immer mit einer gewissen Verlegenheit übersetzt werden, wie *in Anführungszeichen*, oder *Zitat Anfang .. Zitat Ende* oder durch auffällige Sprechzäsuren, entsprechen in genuin mündlicher Rede entweder ironischer Akzentuierung oder dem ana(kata-)phorischen *wie es bei...heißt*; dafür kann, wenn die Person das Sprechersubjekt selbst ist, ein *wie ich es einmal nennen möchte* eintreten, oder, wenn statt der Person ein Kollektiv fungiert, ein *sogenannt* (allerdings sind diese letzteren Wendungen bei schriftlichen Texten als Anführungsverstärker auch gebräuchlich).

Das interessanteste Beispiel für die graphemischen Notierungen aber sind hintereinandergesetzte Punkte an offenem Satzende, da sie gesprochen oder vorgelesen nur durch ein schwieriges Ineinander von Stimmton und mimischen Signalen ausdrückbar sind. In genuin mündlicher Rede aber gibt es, entsprechend den verschiedenen Funktionen der Punkte, eine große Skala außerverbalen und verbaler Zeichen.

3. Reduktion der pragmatischen Kontextualität

3.0. Das dritte Spezifikum schriftlicher Textkonstitution ist die Reduktion der pragmatischen Kontextualität. Auch sie muß im Zusammenhang gesehen werden mit der ersten und namentlich mit der zweiten Reduktion, wo die eingeschränkte Semantisierbarkeit durch weitgehend fehlende Beziehungssignale ja auf die Trennung des/der Kommunikationspartner zurückging, die ja auch als defizienter Pragma-Kontext interpretiert werden kann.

Es muß davon ausgegangen werden, daß die unvollständige Semantisierbarkeit rein verbaler Texte als bloß sprachlicher Zeichenfolgen erst durch die Gesamtheit der pragmatischen K o n t e x t e diejenigen zusätzlichen Determinanten bekommt, die Verstehen (das soll hier eingeschränkt nur heißen: Semantisierbarkeit auf der Inhaltsebene) ermöglichen²². Diese außersprachigen Komponenten sind durch ein kapillarenhaft feines Bezogenheitssystem der Deixis in die Sprache einbezogen, doch ist dieses System ein quantitativ wie qualitativ anderes in mündlichem bzw. schriftlichem Sprachgebrauch. Das zeigt sich schon in den ganz verschiedenen Toleranzen für Anakoluthe und Ellipsen, oder bei den unterschiedlichen sigmatischen²³ und semantischen Bedeutungsrelationen bei der Anwendung des Demonstrativpronomens.

Zunächst gelten aber auch hier z.T. die von den anderen Reduktionen der Schriftkonstitution bekannten Formen der Kompensierung, das sprachliche Präziserungsgebot und die Selektion: einerseits der Zwang zum differenzierteren Gebrauch syntaktischer und lexikalischer Einheiten, der einen höheren semantischen Bestimmtheitsgrad aufweisen muß. Andererseits müssen die zur Sprache kommenden Informationen so ausgewählt werden, daß optimales Verstehen trotz des Fortfalls optischer wie akustischer Begleitsignale erwartbar bleibt (gegebenenfalls illustrative Zusatzsymbole: Bilder, Parameter etc.).

Hinzu kommen nun aber noch andere Ausgleichsmechanismen, die bei den oben behandelten Reduktionen zwar ebenfalls schon eine Rolle gespielt haben, die jetzt aber weitaus wichtiger werden, weshalb erst hier auf sie eingegangen wird. Es sind dies:

- 1) Besondere, einen Bedeutungsrahmen gebende verbale oder nichtverbale Auszeichnungen (Etikettierung) (dazu unten: 3.1)
- 2) Ausdrückliche expositorische Verbalisierungen (unten: 3.2)
- 3) Die Interpretierbarkeit/Interpretationsbedürftigkeit (soweit sie schon die Textproduktion beeinflusst) (unten 3.3)

Obwohl besonders der dritte Ausgleich Bedenken hervorrufen mag, da er offenbar nicht auf derselben Ebene steht wie die anderen beiden – denn er scheint eher das pragmatische Defizit selbst als einen Ersatz für dasselbe auszudrücken – wird gerade er besonders bedeutsam sein. Denn es kommt für die dritte, pragmatische Reduktion noch ein besonderer Umstand bei der Schrifttextrezeption hinzu, der für die ersten beiden Reduktionen entfallen war und für den zu einem Teil der dritte der hier aufgezählten Ausgleiche mit einsteht. Zusätzlich nämlich zu allen Erschwernissen wird bei diachronischer, “historischer” Kommunikation mit Schrifttexten (wie sie, bei aller Übergängigkeit begrifflich doch abzuheben wäre von der grundsätzlich für jede Schriftrezeption in Rechnung zu stellende “Historizität” phasensukzessiver Kommunikation kontemporärer Partner) der Verstehensprozeß noch mit der Verschiebung der historischen Erwartungshorizonte belastet.

Reduktion pragmatischer Kontextualität: Ausgleich 1. Bedeutungsrahmen durch verbale und nicht verbale Sortenauszeichnungen (Etikettierung)

3.1.0. Ein Teil der in mündlicher Rede praktisch unbegrenzten Möglichkeiten von Kombinationen redesituierender und rededeutender pragmatischer Komponenten geht als rahmengebende informationelle Vorgabe in die – vorwissenschaftlichen – Etikettierungen (= äußere Textsortenmerkmale) des schriftlichen Textes ein.

Man kann zunächst eine Eingrenzung auf praktisch relevante, immer wiederkehrende, “typische” Textsorten vornehmen – etwa mittels Merkmaloppositionen²⁴ –, womit nahezu das gesamte Schriftvorkommen überschaubar gemacht, weil bestimmten alltäglichen Konventionen zugeordnet werden kann. Es zeigt sich, daß ein endliches Repertoire spezifischer Formen sich entwickelt hat, das auf die unendliche Situationsvielfalt interaktioneller Abläufe mit stark formalisierten Text- und Kontextkonventionen und schließlich -vorschriften antwortet.

In der produktiven und rezeptiven Beachtung solcher schematisierter Muster und Strategien liegt eine informationelle Vorgabe, welche als Pragma-Kontext-Surrogat in schriftkonstituierte Kommunikation mit eingeht. Die produktive wie rezeptive Nichtbefolgung der Normen kann bedeutende, vorhersehbare Konsequenzen haben.

(Die Decodierungsnormen systematisch ignorierende Rezeptionsweisen sind, wenn sie unter bestimmten wissenschaftsmethodischen Voraussetzungen betrieben werden, "Analysen"²⁵. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, ungemein vieles aus einem Text herauszubringen, nur eines nicht – oder jedenfalls nicht besonders ökonomisch: seine primäre Mitteilungsentention. In der Literaturwissenschaft wird das merkwürdig oft vernachlässigt, wo Analysen mit hermeneutischem Verstehen verwechselt werden, – nicht selten mit dem Ergebnis, daß sie dieses geradezu verdrängen. Wo aus Gründen diachronischer Rezipientenverschiebung die primäre Mitteilungsentention nicht ohne weiteres mehr wiederherstellbar scheint, erfüllen gewiß Textanalysen dafür nötige Hilfsfunktionen; letzten Endes können aber auch sie isoliert wenig nützen, denn es muß dann schon im allerweitesten Sinne Zeitgeschichte mitanalysiert werden.)

Für die Einhaltung eines konstanten Verhältnisses von Namen und Normen – die aufeinander *b e z o g e n e* Variablen sind – sorgen die an der Ermöglichung reibungsloser diachroner Kommunikationsabläufe interessierten, d.h. die *par excellence k o n s e r v a t i v e n* Institutionen, wie normative Stilistik, klassische Rhetorik, Gattungspoetik, sowie die entsprechenden gesellschaftlichen Überwachungssysteme, wie Schule etc.

3.1.1. Zunächst liegen implizite Etikettierungen in den Modalitäten der Distribution, die sich auch allgemein zusammenfassen lassen unter dem topologischen Kriterium des Fundorts. Dieses bietet in den meisten Fällen schriftlicher Alltagskommunikation die wichtigste Verstehenshilfe: Sicher ist es z.B. etwas anderes, ob man etwa einen Filmtitel mit dem Zusatz *der beste seit Jahren ..* usw. auf der 2. oder 6. Seite einer Tageszeitung liest.

3.1.2. Vor der lesenden Zur-Kenntnisnahme des verbalen Textes liegen in der Regel aber noch weitere Sortenmerkmale. So weist ein schwarzer Rand um Brief, Annonce o.ä. den dabei befindlichen Text als in irgendeiner Beziehung zu einem Sterbefall stehend aus (Mitteilung des Ablebens, Beileid, Danksagung etc.). Ein hinzukommendes schwarzes Kreuz auf einer Karte oder Annonce ist dabei nicht, wie man erwarten könnte, *rödundant*, denn es grenzt in der Regel Beileid und Danksagung aus, so wie etwa eine Palmwedelvignette die Benachrichtigung vom Tode und Beileid ausgrenzt. – Ähnliches ließe sich bei vielen Textsorten zeigen.

Es wird z.B. eine andere Lesevorerwartung aktiviert, wenn man einen Briefumschlag mit dem Aufdruck TELEGRAMM erhält, oder aber einen mit einem unbekanntem Handelsfirmenimpresum mit dem weiteren Aufdruck *Hier können Sie 5000.- DM gewinnen* oder *Ein Kühlschränk gratis!* : Im Falle des Telegramms wird höchstes, beklommenes Interesse wachgerufen, Firmenanzeigen dagegen wandern oft ungelesen in den Papierkorb. – Ähnlich läßt etwa ein hinter den Autoscheibenwischer geklemmter Handzettel von vorn herein wesentlich gelassener als an derselben Stelle ein Papier von genormter Größe, in durchsichtigem

Tütchen mit aufgedrucktem Parkverbotsschild.

Oft können von solchen äußerlichen Textsortenbegleitern wichtigere Informationen als vom Verbaltext selbst erschlossen werden, etwa bei Cover-Texten, Reklamen etc. Bei einem Wein-Etikett z.B. sagt eine kleingedruckte hinzugefügte Flaschenabfüll-Nr., die als konkrete Ziffer keinen Menschen interessiert, mehr aus als etwa eine Aufschrift *Edesheimer Goldmorgen. Ein Tropfen für Kenner.*

Aus solcher Dependenz inhaltlicher Markierungen von Textsortenemblematis bilden sich bei fortgeschrittener Stereotypisierung für den Rezeptionsvorgang entscheidende Rezeptionskriterien. Diese haben ihre Wirkung auch dann, wenn der tatsächliche Textinhalt die Erwartungen nicht erfüllt: Es sind nicht nur Werbepsychologie und Reklameindustrie, die aus der Differenz Kapital schlagen.

3.1.3. Zur Sortenemblematis können auch äußerlich formale Kriterien der Textrepräsentation gezählt werden. Die beim Titelkopf und den Überschriften bei der FAZ verwendete Fraktur-Type gibt z.B. nicht nur über eine gewisse traditionalistische Image-Pflege der Zeitung eine Voraussicht, sondern sie sagt zweifellos auch etwas aus über ihre weltanschauliche und kulturpolitische Provenienz.

Bei traditionell poetischen Texten hat die merkmalshaft nicht zuende geführte Zeile der Verse, auch solcher ohne festes Metrum, zwar nicht so viel eindeutigen Informationswert, daß man sich nicht heute noch darüber streiten könnte, ob ihr mehr als typographisch-akzidentielle Bedeutung zukomme, doch steht außer Frage, daß schon diese Zeilenordnung heute weite Leserschichten von vorn herein vom "Konsum" (ein ärgerliches Wort!) abhält: sie wird offenbar als Vorankündigung einer Unterhaltungsart verstanden, die der Besonderheit des Unterhaltungsinteresses des auswählenden Lesers nicht weit genug entgegenkommt.

3.1.4. Von morphostrukturellen verbalen Textbildungsvorschriften, die als Gattungs- und Sortenkriterien die Rezeption beeinflussen, sind viele Beispiele bekannt und in der umfangreicher werdenden Textsorten-Literatur der letzten Jahre beschrieben. – Solche intratextuellen Vorschriften sind nur sehr eingeschränkt semantisierbar, denn es gilt generell natürlich auch hier, daß der Informationswert in umgekehrt proportionalem Verhältnis zur Erwartbarkeit des Textsortenkriteriums steht. Es kann per definitionem keine nomostrukturellen Vorschriften geben, die gleichzeitig Textsortenkriterien wären. Nur als diese haben sie den semantischen Wert, von welchem oben die Rede war.

In einer Biographie kann man sein Bedauern über das vorzeitige Ableben des Vaters nicht anbringen, in der Todesanzeige muß man es, "Morpho-textuell" zwingt die Textsorte der Biographie ihren Schreiber also zu einer Leerstelle, die "nomo-textuell" ausgefüllt sein könnte mit dem Bekenntnis eines für die Persönlichkeitsbildung u.U. einschneidenden Ereignisses.

Umgekehrt würde eine Leerstelle an dem für den Affektausdruck vorgesehenen Ort bei einer Todesanzeige nicht etwa bedeuten, daß der Tod erwartet oder vielleicht im Hinblick auf ein langes Leiden erwünscht eingetreten ist, sondern würde unfehlbar böse Informationen geben über das Verhältnis des Sohnes zum Dahingegangenen, mehr noch: daß die Publikwerdung dieses Verhältnisses den Sohn in keiner Weise stört. – Aber all diese Dinge sind bekannt und geläufig auch aus den Formalisierungen von Briefanfängen und -abschlüssen, aus den einzuhaltenen Normen bei Verkaufsprospekten, Ferienwerbungen, bei Speise- und Visitenkarten usw.

3.1.5. Ein Kennzeichen für den wissenschaftlichen oder sich als solchen gerierenden Text sind die Anmerkungen bzw. ihre Art und Dichte, sowie, damit z.T. identisch, Zitierungen.

Es ist symptomatisch, daß das Zitieren, ehemals in der Textsorte der gepflegten Unterhaltung so beliebt, in mündlicher Sprachverwendung heute als elitäre Bildungsprätention zunehmend verpönt wird, so daß es selbst bei Festreden allmählich anfängt, komisch zu wirken; in der Schriftlichkeit aber (und in mündlicher wissenschaftlicher Diskussion) gedeiht es unangefochten weiter. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß das Zitat in schriftlichen, zumal im wissenschaftlichen Text, ebenfalls als ein verbaler Ersatz anzusehen ist für den in mündlicher Rede anderweitig deutlich werdenden pragmatischen Umstand der Glaubwürdigkeit und Seriosität des Sprechers.

Die Funktion der Anmerkungen in Wissenschaftstexten nun ist: (a) nicht mehr in innertextlichen Parenthesen unterzubringende Kommentare, (b) Quellenhinweise, (c) Zitate. Der ursprünglich ökonomische Sinn der Reklamierung von Fremdautorität – bei (b) und (c) – verblaßt heute mehr und mehr (denn wer möchte schon sparen beim Publizieren?) zu einer bloßen schützenden – und schließlich apotropäischen Funktion.

Anders gesagt: Die Anmerkungen haben sich vielfach auch dort, wo sie lediglich Quellenhinweise geben, von ihrer ursprünglichen, nomo-text-strukturellen Aufgabe emanzipiert und sind in solchen Fällen zu nichtssagenden und daher überlesbaren Sortenmerkmalen veräußerlicht. (Es gibt Universitätslehrer, die ihren Studenten für Examensarbeiten einschlägige Empfehlungen geben). Ein Funktionswandel, der mehr als eine Bemerkung, mehr als eine eigene Untersuchung, der Konsequenzen verlangte.

Analoges muß auch gesagt und zugegeben werden bezüglich des immer bedeutungs-entleerteren Gebrauchs bestimmter gerade favorisierter Lexeme, die in gewisse Wissenschaftstexte geradezu hineinprogrammiert erscheinen. (Gegenüber z.B. der Modevokabel *kognitive Relevanz* ist selbst der Komplementärausdruck *affektive Relevanz* erstaunlich selten zu hören; die *kognitive Irrelevanz* ist ganz und gar benachteiligt. – Und bei dem gedankenlosen Neologismus *sozio-kulturell* ist von dem ursprünglich bedeutsamen begriffsbildenden Semantem *sozio-* nur noch die modische Prätention übriggeblieben.)

Nicht soll hier sprachstilpflegerischen Aspirationen das Wort geredet werden, zumal die Zwangsläufigkeit des Sprachwandels auch an der Wissenschaftssprache nicht vorbeigeht. Doch gibt es heute, stärker wohl als früher, die Tendenz, prinzipiell beliebigen, aber möglichst erfolgreichen Teilbereichen der Wissenschaft entstammende “bewährte” Ausdrücke aus ihren inhaltlichen Bezügen zu lösen und als Versatzstücke ziemlich wahllos auf neue (und selbstverständlich immer auch “wissenschaftliche”) Kontexte zu verstreuen. Die Ausdrücke werden damit einer immer rapideren Abnutzung ausgesetzt, so daß sich schon der Vergleich mit anderen Bereichen des modernen Lebens aufdrängt. Und tatsächlich sind es wohl auch tiefer liegende gesellschaftliche Ursachen, die diesen Trend begünstigen; ihm entgegen zu sein oder sich ihm entziehen zu wollen, kann u.U. gewagt sein.

Die Tendenz zum sprachlichen Konformismus auch in den Wissenschaften, plausibel und dennoch ganz zu Unrecht mit der notwendigen wissenschaftlichen Terminisierung zusammengebracht, ist aber alles andere als neu. Doch es dürften bei der heute durch Publikationszwänge immer mehr ausufernden Literaturschwemme die steigenden Risiken nicht leicht genommen werden, wenn immer kurzlebigeren Moden immer ausschließlicher die Einhaltung einer bestimmten Nomenklatur verlangen. Es nimmt sich bisweilen schon fast schamanisch aus, wie da oft die Inhalte mit den Wortkörpern mitgegeben geglaubt werden.

Nicht alle neuen Wörter aber bezeichnen Neues, und nachweisbar hat sich ihre Funktion oft darauf reduziert, Altes vergessen zu machen – nicht durchaus zum Nutzen der wissenschaftlichen Erkenntnisfunktion und des Fortschritts. Von Textsortennormen zu Fachsprache und von da zum uniformistischen Jargon ist ein kurzer Weg, und er ist zurückgelegt, wo heute die Sprache zum terminologischen Schibboleth für wissenschaftliche Präntentionen heruntergekommen ist und sie noch etwas leistet als oligarchisches Textsortenkriterium, doch wenig mehr.

Reduktion pragmatischer Kontextualität: Ausgleich 2. Expositorische Verbalisierung

3.2.0. Der zweite Ausgleich für das pragmatische Defizit schriftlicher Texte gegenüber mündlicher Sprachverwendung besteht in verbaler Explikation, in der expositorischen Erläuterung der “Umstände”. Das ist nicht überall, und immer nur sehr eingeschränkt möglich, je nach der Ausführlichkeit, die das Redeziel verlangt bzw. die der Adressat oder die intendierte Zielgruppe vermutlich zuläßt.

3.2.1. Dieser Ausgleich ist z.B. dem Deutschlehrer bekannt auch im Zusammenhang mit dem Problem des sog. “restringierten Code” und der schriftlichen Spracheroziehung. Was über das Aufsatzschreiben hinaus jede schriftliche Textabfassung

bei Kindern der unteren Schichten so mühevoll macht, ist u.a. eben zuzuschreiben ihrem näheren Umgang mit materialen Kontexten, von denen aus ein sachliches Vor-Einverständnis und eine Zeigegeste oft genügen, um sich wechselseitig von einem Verhalt ins Bild zu setzen. Dabei wird die Abstraktionsebene, die für eine die Sinnenanschauung ersetzende Komplettheit verbaler Codierung erforderlich ist, praktisch nie benötigt. Typisch sind dann die Fehlleistungen in der traditionellen Schulaufsatzsorte "Beschreibung", die etwa durch Finitisierung des Artikels vor neueingeführten Nominalkomplexen sich ergeben usw.

Daß aber Fehlleistungen beim Ausformulieren pragmatischer Prämissen keineswegs schichtspezifisch sind, kann jeder erfahren, der es noch nicht aufgegeben hat, sich etwa aus Zeitungsrezensionen über Konzert-, Film- oder Theaterereignisse zu informieren.

3.2.2. Es ist klar, daß es sich bei dem Kompensat nicht immer notwendig um bloßen "Ersatz" handelt, zumal nicht in "narrativen" Textsorten, in denen sich ja auch das sonst den Informationsintentionen inhärente Ökonomiegebot anders darstellt. Durchaus aber gilt, daß sich die Äquivalenz relational zu den jeweiligen kommunikativen Erfordernissen zu verhalten hat: ein Grundsatz, der allerdings völlig mißverstanden ist, wo von ihm aus an der berühmten Diskrepanz von Erzählzeit und erzählter Zeit Kritik geübt wurde.

Natürlich bieten für die expositorischen Erläuterungen bedeutende Möglichkeiten die fiktionalen Textsorten, und unter ihnen wiederum am meisten Romanerzählungen, da sie nicht nur jeden gewünschten Sachverhalt breit ausmalen können, sondern da – zumindest in bestimmten Romanstilen – erzählerischer Polyperspektivismus jeden erzählten Umstand in beliebig vielen Ansichten und Brechungen wiedergeben kann, was mit Cervantes sich auch textlich-metatextlich bezogen auf den Roman selbst eingeführt hat. – Das typischste und meistzitierte Beispiel für die hier gemeinten Ausgleiche jedoch sind in der Dramaturgie die Regieanweisungen. Überhaupt nicht finden sie sich hingegen in der Lyrik als der "existenziellen Gattung", deren Sprachverwendung performativ und durchaus "nicht-fiktional"²⁶ ist.

3.2.3. Von den schriftlichen Textsorten des praktischen Alltags bieten etwa Sacherklärung, Gebrauchsanweisung, Kochrezept usw. Beispiele für starken Verbalisierungszwang pragmatischer Verhalte, und nicht zufällig auch findet sich hier häufiger Gebrauch von Illustrationen.

Graphische Illustrierung bedeutet einen wirkungsvollen, weil ökonomischen Ersatz: was etwa in einer anatomischen Demonstration gezeigt werden kann, fin-

det sich in anatomischen Handbüchern weitgehend in Form von Abbildungen und bleibt somit auf derselben, nämlich außersprachigen Ebene, ist, wo Sprache interferiert, teilweise durch Pfeile mit Indices etc. noch ökonomischer zu leisten als bei mündlichem Vortrag (der aber in der Regel des Objekts oder der Illustration eben auch nicht entraten kann). Das soll aber an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden, denn es kommt hier nur auf die spezifischen schriftlichen Korrelate für z.B. extravertale deiktische Verhältnisse mündlicher Rede an.

Insgesamt kann jedoch gesagt werden, daß die allenthalben – hier nicht weiter zu begründende – steigende Bedeutung von Illustrationen wohl auch im Zusammenhang steht mit der allgemein zu beobachtenden Tendenz der Entverbalisierung rein demonstrativer Bezeichnungsakte und Hinweise auch im öffentlichen Leben. Solchem Trend zur Vereinfachung einfacher Kommunikationsbedürfnisse steht in merkwürdigem Kontrast gegenüber der teilweise ebenfalls durch offizielle Rationalisierungsmaßnahmen bedingte, immer schwieriger werdende Umgang mit behördlichen oder gewissen geschäftlichen Texten (der rezeptive wie der gewissermaßen produktive, etwa beim Ausfüllen von Formularen). Nicht, daß nicht meist auch ein – allzu reiches – Angebot an Erklärung und Benutzungsanweisung bereitstünde, doch zeigt schon etwa ein Blick auf die erklärende Einführung für eine Steuererklärung oder für ein gewöhnliches Bahnhofskursbuch die Alibifunktion. Für den Normalbenutzer scheinen diese Hinweise nicht gemacht zu sein, sondern allenfalls als Regel-Kodifikation für ohnehin schon Kompetente.

Gelegentlich scheint der Verdacht nicht abwegig, daß der Benutzer gegenüber dem technokratischen Aufwand absichtlich hilflos gemacht werden soll. Es verfestigen sich damit aber nicht allein autoritäre Strukturen, sondern es kann auch, etwa im Falle von "umseitigen" Bestimmungen und Klauseln bei Kaufverträgen o.ä. der Kontrahent u.U. versteckten Bedingungen ausgeliefert werden.

Auf weniger sittenwidrige, aber funktional ähnliche Weise finden Überrumpelungen dieserart aber auch in wissenschaftlichen Texten, ja sogar auch in mündlichen Kommunikationssituationen statt, wo bei dem entwaffnenden wissenschaftlichen Apparat oder hochgestochenen Vokabular nicht selten der Verdacht sich nahelegt, daß die Kritik des Rezipienten lahmgelegt werden soll (über Techniken und Praktiken des Zitierens s.o. 98).

3.2.4. Rhetorische (appellierende) Texte an ein großes Publikum schließlich tendieren in ihrer persuasiven bzw. imperativen Funktion naturgemäß zur maximalen Vereinfachung und Eliminierung der aus Umsetzung von pragmatischen Sachzusammenhängen und Sachverhalten in Sprache resultierenden intellektuellen Anforderungen.

Denn sogar schon viele pragmatischen Präsuppositionen, die in die verbale Struktur eingegangen sind, dirigieren nach Maßgabe ihrer Informationshaltig-

keit zunächst den Verstehensprozeß auf eine Ebene der “language of statement” (Austin), von welcher aus der Rezipient dann in einem zweiten Schritt erst den anzuerkennenden Imperativ realisieren kann. Die damit verlangte reproduktive und produktive Anstrengung steht offensichtlich in Konkurrenz mit der Absicht der Überredung, die am schnellsten dann zum Ziel gelangt, wenn der pragmatische Kontext, d.h. die Voraussetzungen zur erstrebten Tatbereitschaft nicht erst durch den Text erklärend vorgestellt werden müssen. Vielmehr wird der Anschein erweckt, daß alle Vorbedingungen sich mühelos und notwendig aus der Rezipientenkompetenz selbst ergeben, daß mithin die intendierte Tatbereitschaft das von den Hörern/Lesern selbst Gewußte und eigentlich auch Gewollte sei²⁷: je voraussetzungsloser, desto effektiver der persuasive Akt.

Es liegt in der Logik der Sache, daß bei solchen Kommunikationssituationen in dem Ausmaß, in dem Überredung vor Aufklärung rangiert, die Interessen des/der Emittenten vor denen der Adressaten dominieren. – Indessen kann sich die Manipulation durchaus demokratisch gebärden, da bei der Mehrzahl der Menschen die Mühelosigkeit suggestiv aufbereiteter Textrezeption allemal vorgezogen wird vor der Beschwerlichkeit der Entscheidung aus pragmatischer Kontextrestitution, d.h. der Entscheidung nach dem Erwerb sachlicher Kompetenz und damit eigener Urteilsfähigkeit. – Doch das sind hier und heute recht triviale Feststellungen.

Reduktion pragmatischer Kontextualität: Ausgleich 3.

Interpretabilität

3.3.0. Die Interpretierbarkeit und Interpretationsbedürftigkeit eines schriftlichen Textes soll hier als dritter Schwerpunktbereich angesehen werden, durch den die aus den pragmatischen Defiziten der Schriftkonstitution von Sprache gegenüber ihrer mündlichen Verwendung entstehenden Verstehenshindernisse generell eine Entlastung erfahren können. Das mag etwas paradox klingen, ebenso wie die sehr wohl begründbare Behauptung paradox klingen muß, daß von der Interpretierungsbedürftigkeit schriftkonstituierter Texte ihr gesellschaftlicher Autoritätsstatus mit abhängig ist. Es handelt sich in der Tat aber nur scheinbar bei der Interpretabilität um ein einseitig von der Rezeptionsseite der Kommunikation her zu behandelndes Phänomen. Denn der gegenüber dem Aufnehmen und Verstehen gesprochener Sprache grundsätzlich differente Rezeptionsstatus bei schriftlichen Texten hat logischerweise

auch für den Hervorbringungsprozeß, d.h. besonders für den “Erstemittelten” (als der vor Auftraggebern und Verlegern etc. hier immer der Autor angesehen werden soll) seine Konsequenzen.

Gegen den Einwand, daß – modifiziert – auch für mündliche Rede die *hermeneutische* Problematik im weiteren Sinne eigentlich mitzuthematisieren ist, soll hier ausdrücklich *nur* über den von einem Autor immer unbewußt in Rechnung gestellten (oder bewußt manipulierten) Umstand gesprochen werden, daß “Lese-Verstehen” nicht auf linear verlaufende Decodierungsprozesse angewiesen ist, d.h. daß das richtige Verständnis nicht als simultan gegeben vorausgesetzt (oder erhofft) werden kann.

Dies zwingt den Autor, um weitestmögliche Approximation von Redeabsicht und Sprachcode zu erreichen, einerseits wieder zu einer rigoroseren Einhaltung bestimmter grammatischer und semantischer Normen als sie in mündlicher Sprachverwendung nötig ist, andererseits zu einer besonders abgewogenen Redundanz, denn diese kann ja nicht nur ein verstehensfördernder, sondern auch -hemmender Faktor sein. Da die Rekursionsmöglichkeit beim Lesen die mündlich normale Redundanz überflüssig macht, bedeutet z.B. das Auftreten schriftlicher Redundanz einen erneuten potentiellen Informationsfaktor, der anders bewertet wird als bei Mündlichkeit. Gegebenenfalls genügt im Schriftlichen für eine ausdrücklich gewünschte Wiedererinnerung der Hinweis *s.o.S.* ..

Bei der Mehrzahl schriftlicher Textsorten muß überdies ein Autor sich bewußt halten, daß die tatsächlichen Rezipienten nicht identisch sind oder sein müssen mit den tatsächlich bzw. zum Schein gemeinten Adressaten (das gilt nicht minder natürlich für mündliche Rede). Das bedeutet, daß die Sprachcodierung in einer ganz besonderen Weise auf die einerseits gewünschte, andererseits die als möglich erwartete (u.U. in Kauf zu nehmende) Rezeption Rücksicht nehmen muß.

Grundsätzlich muß der Schreiber eines für den Druck bestimmten Textes, aber auch etwa eines Privatvertrages, Testaments u.ä., mit der “Auslegung” des Schriftstückes rechnen, m.a.W. er muß, da er eine verbindliche pragmatische Situierung durch den Rezipienten nicht vorschreiben kann, sich über die letzte semantische Indeterminiertheit im klaren sein, auch schon darum, weil vorauszusetzen ist, daß sie von den Lesern bewußt oder unbewußt angenommen wird.

3.3.1. Außer den fiktionalen Gattungen erfüllen diesen Tatbestand vornehmlich Textsorten wie Parteiprogramme, Gesetze etc. Bei letzteren ist es die faktische Unbegrenztheit der denkbaren pragmatischen Konstellationen, die im Interesse der Rechtsobjektivität zu einem starken Allgemeinheitsgrad der Formulierung des Gesetzestextes geradezu zwingt, so daß trotz der gegenläufigen, aus dem Prinzip individueller Angemessenheit entstammenden Tendenz der pragmatischen Limitierung der Fälle bei Gesetzestexten ("Fallgerechtigkeit") der Richter immer ein Deuter und Exeget bleibt.

Auch in die Parteiprogramme werden die Ausdeutungsspielräume geradezu mit hineinprogrammiert. Mit Ausnahme des Umstandes, daß dies hier geschieht, um die Utopie nicht als solche erscheinen zu lassen, weisen solche Texte manche gemeinsamen Merkmale mit den fiktionalen Textsorten auf²⁸, doch wäre das in einer eigenen Untersuchung auszuführen.

Der die semantische Indeterminiertheit des Textes voraussetzende Leser ist bestrebt, nicht allein "in den Sinn" der Worte einzudringen, sondern "hinter den Sinn" zu kommen: hinter den "Hintersinn"²⁹, nämlich: die Absicht nicht der Information sondern des Informanten, dessen Informationsinteresse, prägnant: die L ü g e . "Lügen" definieren wir als die speziellen, durch Adressatenbezogenheit bedingten Modifikationen einer in die Informationseinheit eingehenden individuellen oder kollektiven Interessenstruktur. Daß jede intentionale Sprachverwendung somit Lüge enthält, hat zuerst Wittgenstein in dieser Radikalität formuliert³⁰.

Konkret ist Lüge natürlich auch die gezielte Auslassung oder Unterschlagung pragmatischer Begleitfaktoren bei signalisierter einschlägiger Informationsabsicht. – Mitumgriffen bei der Lüge ist zwar immer die sog. "Beziehungsebene", die ja in jedem Fall für die Codierung konstitutiv ist, doch muß hier der Begriff der "Beziehung" insofern weiter gespannt werden, als ja gedruckte Texte merkmalhaft durch weitere Diffusion und Anonymheit der Rezipienten gekennzeichnet sind, mithin die "Beziehungsebene" hier zum sozialpsychologischen Faktum und Faktor wird.

Das Wissen des Autors um diese Kommunikationskomponenten – wenn auch nicht notwendig um deren Konsequenzen – ist der systematische Fundierungshorizont von Schriftlichkeit überhaupt.

3.3.2. Das irritierende Problemgebiet der hermeneutischen Theorie in Bezug auf den literarisch-fiktionalen Textsortenbereich soll unter unserem Gesichtswinkel hier nur berührt werden.

“Dichtung” sei vieldeutig. Sie ist es objektiv schon deshalb, weil sie keinerlei pragmatischen Verbindlichkeitsanspruch hat. Damit haben hier Verstehensvorgänge prinzipiell auch keine unmittelbaren empirischen und operationalisierbaren Konsequenzen – außer etwa neurologische. Man kann nichts “machen” mit Poesie außer spielen, und ein jeder tut’s offenbar auf seine Weise. Alle – wenn nicht analytischen (interpretierenden), so doch – synthetischen (evaluierenden) Tätigkeiten bleiben vor dem Hintergrund der gesellschaftlich gesetzten ethisch-ästhetischen Prioritäten subjektiv.

Die erste Frage ist – oder war doch: was meinte der Dichter?; die zweite nun: was meint diese Frage? – den Autor? oder den Text? oder mit beidem nur die Folie, vor der sich je eigenes “produktives” Verstehen abheben kann?

Und was bedeutet “Dichtung” gegenüber “expositorischer” Sprache? Lediglich ihren eigenen Anspruch? Und sind die Dunkelheiten und Unbestimmtheiten *g e m e i n t*, Vexierspiele, vor verschiedenem pragmatischen Hintergrund entsprechend verschieden pragmatisch zu beziehen³¹, aufzulösen je nach Temperament und Zeitgeist? “Ambivalenz”, “Polyvalenz”, “Multifunktionalität”: bestimmt als so-zu-genießende, nicht weiter aufzulösende, im Sinne eines intendierten semantischen Pluralismus (so wie ihn T.S. Eliot verkündete)? – Oder ist hier “Verstehen” die hermeneutische Kategorie, die ihren Sinn abgibt an eine an radikal historisierte Erzeuger- und Empfängerstandorte angebundene “Horizontverschmelzung” (Gadamer)?

Die Unklarheiten sind allenfalls klärbar aufgrund der je spezifischen Fragestellung; allgemein gestellt scheinen die Fragen allgemein durchaus nicht beantwortbar. Und womöglich haben alle bisher gegebenen Antworten im Grunde den Status von Bekenntnissen. Auch diese sind ja Antworten, aber auf endogenere Fragen; ihr intersubjektiver Anspruch ist herabgesetzt. – Unter dieser Prämisse sei das folgende entweder gelesen oder beiseitegelegt.

Unaktuelles zum Thema “Dichtung”

Auf die oben aufgezählten Fragestellungen eine Antwort zu geben, dürfte auch deshalb kaum möglich sein, da die Einheit des Begriffs “Dichtung” selbst, als eine “Übergattung” mitsamt seinen von der poetischen Gattungslehre nicht mehr beschreibbaren “Untergattungen” fraglich geworden ist.

Denn was ist die Einheit einer Gattung, in der Mythos und Utopie und die anarchisierende Sinnlichkeit zu Entwürfen einer gesellschaftlichen und in-

dividuellen Identitätsfindung sich sammeln, einer Suche nach G e g e n -
w a r t ?

Die Grammatik der Textsorte, deren Daseinsmöglichkeit auf dem Gesetz permanenter Innovation beruht, ist nicht anders schreibbar denn als Grammatik der Zeit. Einige Deklinationen sind bekannt; aber die Syntax?

Der Zweite Weltkrieg – vorgedacht als ein “Kunstwerk” des Futurismus, in Szene gesetzt dann von einem Faschismus, dem das Wort nicht mehr zu Gebote stand: als totale Pragmatik, “Ästhetisierung der Politik” (W. Benjamin); Nero und sein brennendes Rom. Und Robbespierre, der Wortkarge. Eine Tendenz der Kunst: Ersatz der Worte durch Praxis.

Und “Dichtung” andererseits, als pragmatikenthobene und ganz allein aufs Wort bezogene eine relativ junge Erfindung: Verbalgenuß mit seinem schlechten Gewissen entweder: mit politisch-ideologisch-pädagogischen Akzessorien, oder isoliert mit seinem l’art pour l’art-Zynismus: “Dichtung” – zwischen Naivität und eisigem Formalismus die Spielräume abmessend für eine humane Lebensweise.

“Ästhetische” Expression stünde unter einem anderen Kommunikationsstatus, der womöglich nicht aus den Regeln der “effizierenden” Kommunikationspraxis zu erklären ist. Und die Vermutung sei schließlich ausgesprochen, nachdem die Sprachidealismen der anderthalb Jahrhunderte von Herder bis B. Croce genügend diskreditiert sind: es könnte sich am Ende doch so verhalten, daß die Regeln unserer Alltagskommunikation nur ein defizienter Modus aus den umfassenderen der ästhetischen Expression sind³². Daß die in ihrer Bedeutung heute neu gesehene Ebene der “Beziehungskommunikation” nur der aus dem Verbalen weitgehend verdrängte Selbstaussdruck ist.

Der “Dichter” (auch anders nennbar) als Arrangeur der Dunkelstellen, nicht als Mystifikator, doch als der vielleicht, der eine Sprache hat für die Dunkelheit, die sich im Normallicht der Umgangskommunikation benimmt wie Silberbrom. Der in der an Wirtschaftlichkeit orientierten und auf sie festgelegten modernen Sprachpraxis die scheineliminierten sprachimmanenten Polysemien manipuliert, “aufklärt”; Vieldeutiges eindeutig beschreibend, nicht umgekehrt; doch der, vor der Folie eines auf die basalen menschlichen Kommunikationsmittel konsequent ausgedehnten technologischen Absolutheitsanspruchs³³ in den Ruch mystischer Ambiguität geraten ist – nicht ohne vielseitiges Zutun freilich.

Man könnte – unter ontologischem Perspektivwechsel – auch umgekehrt sagen: Unter der Voraussetzung, daß die verbale Alltagsperformanz für sich genommen ein defizienter Modus des Gesamt-“Handlungsspiels” (S.J. Schmidt) Kommunikation ist, die nur aus der Bezogenheit auf die industriell gemachte oder machbare Kunst-Natur unserer Umwelt, aus sich allein aber durchaus nicht erklärbar ist, bleibt diese Sprache wesensmäßig einer größeren Uneindeutigkeit verhaftet und ausgeliefert: eben der Ambiguität des Technischen.

“Dichtung” – eindeutig also und vieldeutig zugleich; und die Problematik wird nicht gerade entlastet durch die diachroniebedingten Verstehensbarrieren, die als unübersteiglich proklamiert werden, und das erstaunlicherweise häufig in Personalunion mit eben den Republikausrufern, die die Literatur für abgedankt erklären, weil ihre Ideologiefunktion endgültig durchschaut sei. Doch ist es voreilig, wenn nicht widersprüchlich, die Funktion einer Sache, über die man an sonst verstandesmäßig nichts zu vermögen zugeben muß, durchschauen zu wollen³⁴. Nicht zu vereinen mit dem eigenen Anspruch scheint jedenfalls die “antiautoritäre” verstehenstheoretische Indifferenz, die oft im Gefolge der neuen Welle anzutreffen ist, sich gar auf den “hermeneutischen Zirkel” beruft, dessen logische Ausweitung auf Alltagsperformanz aber offenbar in ihren Konsequenzen kaum weiter reflektiert.

Unsere Gegenwart ist unsere Vergangenheit. “Synchronie” und “Diachronie” als formale Methodenbegriffe der Linguistik scheinen nicht geradewegs übertragbar auf Kommunikationsvorgänge mit literarischen Werken. “Diachronie” kann wohl auch nicht durch die ins Gerede gekommene “Literaturgeschichte des Lesers” hergestellt werden. Und “Synchronie” gibt es, genau genommen, auch nicht, oder sie ist die Produktion für sich und die Rezeption für sich; oder, weigert man sich die Unterscheidung mitzumachen: das *H a p p e n i n g*, das, da es keine Zeit vor und hinter sich hat, konsequent auch Sprache zu beseitigen neigt zugunsten reiner, anarchisch-libidinöser Pragmatik, das neigt zur Einäscherung Roms.

Die Problemstellung nach den Möglichkeiten der pragmatischen Ausgleiche im “Soziolekt” Schriftsprache, die uns auf die Frage der kalkulierbaren und kalkulierten Interpretationsbedürftigkeit der Texte geführt hatte, stellt sich also in *e i n e m* Textbereich anders bzw. kehrt sich durchaus um. Die Interpretation hier sucht nicht Ausgleiche für die pragmatische Einbettung normal-sprachiger Textverwendung und kann auch nicht die Dunkel- oder Leerstellen in diesem Sinne durch variable Bedeutungsattribution vor der Matrix einer

auf diese Pragmatik festgelegte Umgangssprache zu kompensieren versuchen.

Anders gesagt: In der Umgangssprache ist die apriorische "Sinn"-suche des Poetischen lediglich delegiert von dem verbalen Bereich auf die a-posteriorische im Bereich der tatsächlich gegebenen Pragmatik, auf die sie ja ganz angewiesen ist. Und diese pragmatischen Gegebenheiten, die total funktionalistische Kunstwelt und ihr technischer Auspuff sind heute dabei, eine noch immer hoffnungsfrohe Zivilisation schaurig zu öffnen.

Doch wir sprechen von Politik. Und freilich auch: von einer sich ihrer politischen Prämissen bewußten Kommunikationswissenschaft.

Anmerkungen

- 1 Der Terminus wurde, so weit ich sehe, zuerst gebraucht bei Bense, M.: Theorie der Texte. Eine Einführung in neuere Auffassungen und Methoden, Köln 1962, 134. Ausführliche Literaturhinweise bei: Gülich, E. und Raible, W.: Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht. Frankfurt M, 1972, 216 - 29. – Der Aufsatz von Stempel, W.D.: Gibt es Textsorten?, in: Gülich/Raible (Hrsg.): Textsorten, 175 - 79, bringt u.E., auch mit der anschließenden Diskussion, wenig Klarheit. Mit dem neuerdings mit Pragmatik immer stärker angereicherten, fast schon überlastig gewordenen Textbegriff hat auch der Textsortenbegriff naturgemäß eine starke Ausweitung erfahren, auch etwa bei Glinz, H.: Textanalyse und Verstehenstheorie I. Frankfurt M, 1973, 83.
- 2 Vgl. Gniffke-Hubrig, Chr.: Textsorten. Erarbeitung einer Typologie von Gebrauchstexten in der 11. Klasse des Gymnasiums; in: DU 24, 1972, H.1. Hasubeck, P. und Günther, W.: Sprache der Öffentlichkeit. Düsseldorf 1973.
- 3 Vgl. Brinker, K.: Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik. In diesem Bande, S. 9 - 41.
- 4 "Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt, so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.": Wittgenstein, L.: Philosophische Bemerkungen. Aus dem Nachlaß hrsg. P. Rhees, Frankfurt M, 1964. Starke Betonung der zu den Textsorten je hinzukommenden Emittentenabsichten auch bei: Glinz, H.: Textanalyse, S. 83 f.
- 5 Vgl. die Bibliographien bei: Ihwe, J. in: Replik 2, 1968, 28 - 42. Und bei: Harweg, R.: Pronomina und Textkonstitution, München 1968.
- 6 Vgl. Günter, Heintz: Sprachspiel und Dichtung. Wittgensteins Bedeutungslehre und die Textbetrachtung, in: DU 24, 1972, 98 - 119.

- 7 Schmidt, Siegfried J.: Das kommunikative Handlungsspiel als Kategorie der Wirklichkeitskonstitution. in: K.G. Schweisthal (Hrsg.): Grammatik, Kybernetik, Kommunikation. Festschr. A. Hoppe. Bonn 1971, 215 - 27; ders.: Text und Bedeutung. Sprachphilosophische Prolegomena zu einer textsemantischen Literaturwissenschaft, in: Poetics I, 1971, 83 - 112.
- 8 Wunderlich, D.: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis. in: LiLi 1, 1971, 153 - 90. – Maas, U./Wunderlich, D.: Pragmatik und sprachliches Handeln. Mit einer Kritik am Funkkolleg 'Sprache'. Frankfurt M. 1972. Darauf stark Bezug nehmend: Sandig, B.: Beispiele pragmlinguistischer Textanalyse, in: DU 1, 1973, 3 - 22. Problematisch im einzelnen sind die gebrauchssprachigen Textsortenklassifizierungen mittels Merkmaloppositionen bei Sandig, B.: Zur Differenzierung gebrauchssprachiger Textsorten im Deutschen, in: Gülich/Raible: Textsorten, 113 - 24. Ähnlich – aber noch angreifbarer: Deutrich, K.H.: Aufnahme und Archivierung gesprochener Hochsprache. In: Texte gesprochenener deutscher Standardsprache I. München/Düsseldorf 1971, bes. 23 - 28.
- 9 Etwa bei: Schmidt, S.J.: 'Text' und 'Geschichte' als Fundierungskategorien. In: W.D. Stempel (Hrsg.): Beiträge zur Textlinguistik. München 1971, 49: „..Gat-tungsrollen/Sprechsorten, die gruppenspezifischen Handlungsrollen entsprechen (Gruppen- und Sondersprachen, Zeremoniesprache usw.) bzw. Sprechrollen/Intentionsrollen, die sich aus sozialen Handlungsrollen ergeben (Politikerrede, Lehrerrede).“ – Allerdings bleibt hier durchaus unklar, welchen theoretischen Ort die vorgenommene Distinktion von “Sprache” und “Rede” oder von “Sprechsorte” und “Sprechrolle” haben soll (denn es paßt, wo etwa Politikerrede und Zeremoniesprache einander gegenübergestellt werden, offenbar weder eine Fundierung in der begrifflichen Opposition von Kompetenz und Performanz, noch von “texte” und “discours” noch gar von Sozio- und Idiolekt.)
- 10 Dazu vgl. Watzlawick, P./Beavin, J.H./Jackson, D.D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Stuttgart ³1972, 53 ff.
- 11 Vgl. Glinz, H.: Textanalyse, 83 f.
- 12 So z.B. früher in der Schweiz; wo das Alemannische nicht als ein einfache Lebensverhältnisse abbildender Soziolekt fungiert, ist es dort, wo ihm als “Nationalidiom” besondere Pflege zuteil wird, allenfalls zum Soziolekt beschränkter, auf kulturelle Autonomie pochender bürgerlicher Gruppen degeneriert.
- 13 Vgl. Anm. 3; auch: Scherner, M.: Text und Sinn, in: DU 24, 1972, H. 3, 51 ff.
- 14 Neben der “Textlichkeit” originär mündlich konzipierter und geäußelter Sprache ist eigentlich die der tatsächlichen Festgehaltenheit eine andere Frage. Ein Sprachgebilde kann überhaupt nicht zu einem Untersuchungsobjekt erhoben werden, wenn ihm dieses Merkmal der Festgehaltenheit abgeht; von “Textwissenschaft”, sofern sie ihren Anspruch auf Intersubjektivität und jederzeitige Nachprüfbarkeit nicht aufgibt, könnte jedenfalls bei der Ausweitung auf nicht u n t e r - s u c h b a r e und nicht quantifizierbare Gebilde nicht mehr gesprochen werden.

Denn einzig der festgehaltene Sprachakt ist der Objektivierung fähig. – Zudem existiert für das Gesamt aller geäußerten Sprache ja bereits der Performanzbegriff. Mit diesem wäre allerdings die zweite Fassung des Textbegriffs bei Glinz, H. (Textanalyse, 21 f.) ziemlich identisch; Glinz hat damit seinen zuvor allerdings recht widersprüchlichen Textbegriff aufgegeben, in welchem die auf Dauerhaftigkeit der Sprachäußerung angelegte Intention des Sprechers zu einem Indiz gemacht worden war: Glinz, H.: Linguistische Grundbegriffe. Bad Homburg v.d.H. 1970 121 ff. – P. Hartmann, von dem mit der Betonung des Textes als des originären sprachlichen Zeichens wesentliche Anregungen aber auch Mißverständnismöglichkeiten ausgegangen waren, versteht unter "Text" jedenfalls Sprache in manifestierter Erscheinungsform, bei der (lediglich) die "materiale Komponente" des Zeichenträgermaterials gleichgültig sei: Hartmann, P.: Texte als linguistisches Objekt. In: Stempel (Hrsg.): Beiträge, 10. – Auch für Scherner ist entscheidend, daß die Rede in einem Sekundärsystem fixiert sei. Bei Grimminger, A.: Literarische Kommunikation, in: Linguistik und Didaktik 12, 1972, 281, wird der Begriff "Text" "ausschließlich – im Unterschied zum jetzt variierenden Sprachgebrauch – für die schriftliche Konserve verwendet."

- 15 Die Schwierigkeiten, etwa den "Satz" allgemein zu definieren, beruhen wohl auch darauf, daß man oft den sprachlichen Satz sowohl als Gebilde der "langue" als auch der "parole", unter Einschluß der Mündlichkeit zu definieren suchte. Das wäre allerdings unmöglich, wenn der "Satz" a priori ein auf (schriftlich) verfaßter Sprachperformanz aufruhendes normatives Konstrukt ist. Für mündliche Rede mag es sinnvoll sein, statt von "Satz", von "utterance" generell zu sprechen. – Es kann mit großer Sicherheit vermutet werden, daß sich das syntaktische Satzreglement auch noch nicht mit der Schriftlichkeit an sich, sondern erst mit den ersten grammatischen Kodifikationen herausgebildet hat, die ihrerseits erst mit der massenhaften Verbreitung schriftlicher Texte aufkamen (und bis dahin liegt, seit Beginn der Schriftlichkeit, in Griechenland ja immerhin ein halbes Jahrtausend).
- 16 Gemeint ist damit zunächst immer die schriftliche Erstkonstitution, nicht die schriftliche Konservierung von für Mündlichkeit konzipierter Rede. Diese hat in Schrifttexten jeweils Zitatcharakter, da sie in der Konservierung nie ohne originär schriftkonstituierten, pragma-ersetzenden Rahmen erscheinen kann.
- 17 So konnte Th. Mann etwa in einem Erwidernsschreiben bezüglich der Realität oder Irrealität der letzten Szene von *Lotte in Weimar* (Brief an F. Grünbaum vom 20.II.1947), nachdem er zunächst als Autor geantwortet, dann halb ironisch fortfahren: ".. Ich habe den Verdacht, daß Lotte .. so tief (danach) verlangt .."
- 18 Sandig, B.: Zur Differenzierung, 118. – Vieles bleibt in Sandigs Tabelle freilich unklar, z.B. in welchen Fällen etwa die Textsorte "Brief" auch Restriktionen im Tempusgebrauch unterliegen soll. Grundsätzlich ist aber bei der Autorin der vernachlässigte kategorial differente Status mündlicher und schriftlicher Textsorten zu kritisieren. Diese sind, für die angesetzten Merkmalsoppositionen,

- jedenfalls sehr unterschiedlich kompatibel: Denn was ist z.B. "Reklame" denn für ein Text? Welchen Sinn hat für eine so undefinierte Textsorte die Anwendung der Kategorie "Spontaneität"? – Oder was soll z.B. das (bejahte) Kriterium der Gleichberechtigung der Kommunikationspartner etwa für die Textsorte "Vorlesungsmitschrift" beinhalten?
- 19 Watzlawick, Menschliche Kommunikation, 68 - 70.
- 20 Ebd, 53 - 56.
- 21 Ebd, 55.
- 22 Schmidt, S.J.: Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie einer rationalen Literaturwissenschaft. In: Schmidt, S.J. (Hrsg.): Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft, München 1972, 48: "der 'ontologische' Charakter des Sprechens als kommunikatives Handlungsspiel bleibt in geschriebener Rede nur dann erhalten, wenn in ihr – als der isolierten sprachlichen Komponente des kommunikativen Handlungsspiels – die in gesprochener Rede begleitenden nichtsprachlichen Faktoren sprachlich kompensiert werden, durch größere Explizitheit, durch Zusatzimplikatoren wie Situations- und Partnerbeschreibung, durch intakte Substitutionsverhältnisse etc."
- 23 Klaus, G.: Semiotik und Erkenntnistheorie. Berlin ²1969, 67-77.
- 24 Z.B. Wunderlich, D.: Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. München 1970, 96 - 102. – Sandig, B.: Zur Differenzierung, 113 - 23. Deutrich, K.H.: Aufnahme, 27.
- 25 Dazu (Kommentar-Analyse-Interpretation-Exegese) vgl. Beck, G.: Prolegomena ad textus. In: Festschr. für Ladislaus Mittner, Venezia 1973,
- 26 Hamburger, K.: Die Logik der Dichtung. Stuttgart 1957, 144 - 61.
- 27 Eco, U.: Einführung in die Semiotik. München 1972, 184 ff.: Aufgrund einer Einteilung in eine Rhetorik A (als generative Technik) und eine Rhetorik B (als Schatz von Argumentationstechniken) vermischt Eco m.E. unzulässig die sprachlich-technischen Möglichkeiten und die Ergebnisse und Folgen: der ersten Rhetorik (A) eigne eine e f f e k t i v e Bewegung, während die zweite Rhetorik nur zu neuen Entscheidungen zu führen scheine: sie treibe "uns schließlich dazu, das zu tun – wenn auch auf scheinbar verschiedene Art –, was wir schon immer getan haben". (186) – Man könnte, m.E. mit größerem Recht, umgekehrt behaupten, daß die Rhetorik sich bemühe, auf scheinbar identische Art das zu tun, was wir noch n i c h t immer getan haben.
- 28 Bei Iser, W.: Die Appellstruktur der Texte. Konstanz ²1971, 10 wird m.E. die Schwierigkeit verschleiert, die Austinsche Dichotomie von language of statement und – performance als literarisch unterscheidende Kriterien zu gebrauchen, wenn Iser die "Realität" der Gesetze in den von ihnen geschaffenen Verhaltensnormen erblickt. Denn wie stünde es dann bei politischen Aktionslösungen?

- 29 (Der umgangssprachige Ausdruck steht an dieser Stelle, um bei dem terminologischen Wirrwarr von "Absicht", "meaning", "Sinn", "Bedeutung" usw. die Gefahr eines Mißverständnisses nicht zu vergrößern).
- 30 Vgl. dazu auch: Günter, Heintz: Sprachspiel und Dichtung. Wittgensteins Bedeutungslehre und die Textbetrachtung. In: DU 24, 1972, 98 - 119.
- 31 So: Iser, W.: Die Appellstruktur, 13. Und ähnlich: Schmidt, S.J.: Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie, 41 - 65. Ders.: Ist Fiktionalität eine linguistische oder eine texttheoretische Kategorie? In: Gülich/Raible (Hrsg.): Textsorten, bes. 66 - 71.
- 32 Vgl. Coseriu, E.: Thesen zum Thema 'Sprache und Dichtung'. In: W.D. Stempel (Hrsg.): Beiträge, bes. 185 und 187.
- 33 Horkheimer, M./Adorno, Th. W.: Die Dialektik der Aufklärung. Frankfurt M. ²1971: Sprache hätte die Negation der Verdinglichung zu leisten, was eigentlich "das wahre Anliegen des Geistes" sei. Sprache werde zum Instrument einer technisierten Vernunft, und diese selbst "zum bloßen Hilfsmittel der allumfassenden Wirtschaftsapparatur" (30), zum "intellektuellen Ausdruck der maschinellen Produktionsweise" (94).
- 34 Vgl. Heinrich Bölls Rede zur Verleihung des Literatur-Nobelpreises in Stockholm 1973 (teilabgedruckt in der Tagespresse).